

Franz Theodor Wangerheim



**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

I

Franz Theodor Wangerheim

**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

Erster Band

Historischer Roman

St. Jean d'Angeli
Verlag von Joh. Fr. Hammerich, Altona
1838

Inhaltsverzeichnis	
Vorrede	7
Erstes Kapitel	11
Zweites Kapitel	17
Drittes Kapitel	23
Viertes Kapitel	32
Fünftes Kapitel	43
Sechstes Kapitel	52
Siebentes Kapitel	61
Achtes Kapitel	74
Neuntes Kapitel	80
Zehntes Kapitel	88
Elftes Kapitel	101
Zwölftes Kapitel	109
Dreizehntes Kapitel	118

Vorrede

Indem ich dem Publikum diesen historischen Roman übergebe, finde ich unerlässlich, einige Worte über die Basis zu demselben voranzuschicken. Vor einiger Zeit sagte Herr Dr. Töpfer in der Beurteilung meines historischen Romanes »Der Mönch«, Thalia 1836. Nr. 44: »Ein gewandter Verfasser historischer Romane entwendet dem Geschichtschreiber den bedeutungsvollen Griffel, erlangt momentan dessen Wichtigkeit, ohne seiner Trockenheit teilhaftig zu werden, und bannt uns in einen Kreis, wo Wahrheit und Dichtung sich zu ergötzender Mannigfaltigkeit verwählen.«

Niemals empfand ich die Wahrheit dieser Worte tiefer, als bei vorliegendem Werke, da bis auf den heutigen Tag ein undurchdringlicher Schleier die Motive zu sener traurigen Epoche einhüllt und welcher durch parteiische Federn leider so dicht geworden ist, dass es dem Romanschreiber nicht zu verdenken steht, wenn er vor dem bedeutungsvollen Griffel des Geschichtschreibers erbebt. Der Beifall, welchen mir das Publikum ob einiger von meinen historischen Romanen hat angedeihen lassen, hat mich noch ängstlicher in dem Studium der geschichtlichen Quellen gemacht. Ich bin darin offenerzig und will keineswegs dem Publikum eine Schmeichelei sagen. Bei diesen ängstlichen Forschungen in der Geschichte der Tempelherren habe ich darüber gewacht, dass mich weder der Lobredner eines Fürsten noch der Verteidiger des Verurteilten bestechen konnte. Nur die Tatsache, in welcher alle sich begegnen mussten, hielt ich fest im Auge, und würdigte das Wort eines jeden nach Maßgabe der es begleitenden Umstände. Ich führe hier zum Beispiel Bernhard Justinian an. Er selbst Kavalier, Großkreuz, widmete sein

Werk einem König von Frankreich. Ein jeder weiß, wie ein König von Frankreich, Philipp der Schöne, den Tempelherren gegenüber gestanden hat, und wird mich keines Vorurteils zeihen, wenn ich gestehe, dass mir Justinian schon durch die Widmung seines Werkes, im Betreff der Tempelherren, verdächtig geworden ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, vor den Augen des Publikums die Quellen, welche mir zu Gebote stehen, kritisch zu würdigen, sondern nur zeigen, wie gar schwierig es sei, die Wahrheit in denen selben von der Unwahrheit zu unterscheiden. Herr Dr. Töpfer sagt: »Wahrheit und Dichtung;« das sind eben die beiden Hauptbestandteile in einem historischen Roman. Wenn der eine Teil fehlt, so fällt das ganze Gebäude in sich selbst zusammen, um so eher, wenn die Erstere von Geschichtsforschern nicht anerkannt ist. Möge denn das Publikum aus dem Gesagten erkennen, dass die Erscheinung, einen Romanschreiber zagen zu sehen, nicht sonderbar sei, nicht befremdend, sondern den billigen Schluss ziehen, dass sein Beifall die besten Früchte trage. Es wäre ein Leichtes gewesen, irgendeinen verräucherten Folianten zur Hand zu nehmen, die Worte umzuschmieden und das Machwerk dann einen historischen Roman zu nennen, an welchem freilich nichts romantisch gewesen wäre, wie wir es so häufig erleben. Noch leichter war es, einen der vielen französischen Schriftsteller in unsere Sprache zu übertragen. Doch muss ich in diesem Fall die eigenen Worte eines Franzosen anführen: »Werke der schönen Literatur einer Nation in die Sprache einer anderen zu übertragen, ist ein kläglicher Notbehelf. Man gelangt dadurch nur zu sehr mangelhaften Begriffen über die Beschaffenheit der verpflanzten Originale.«

Was würde Grouvelle jetzt sagen? Haben sich doch in letz-

ter Zeit Übersetzungsfabriken gebildet.

Die Art und Weise, wie in Deutschland der Prozess gegen den Tempelherrenorden geführt wurde, musste mich um so eher veranlassen, einen deutschen Roman zu schreiben, da sie ein Monument deutscher Biederkeit, deutscher Redlichkeit ist, und schon aus diesem Grund werden meine Landsleute meinem Werke billige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch finde ich mich veranlasst über die Chronologie, eine unerlässliche Ingredienz zu meinem Ganzen, ein Wort zu sagen. Sie konnte nur aus drei Quellen geschöpft werden: Die Erste war das Chronikbuch des Ordens selbst; die Zweite waren die Prozessakten in Frankreich, und die Dritte unzählige Familienarchive, deren Mitglieder Tempelherren geworden waren. Wenn ich nun auch nicht leicht und flüchtig über dergleichen hinweggehen durfte, so musste ich doch teilweise Voltaires Urteil huldigen: Die Chronologie sei nichts als ein Haufen mit Wind angefüllter Blasen, und in demselben Ton äußert Philippe Grouvelle gegen die Worte des Benediktiners Lelong: »Die Wahrheit hat etwas so sehr Angenehmes, dass man sich selbst in den kleinsten Dingen nicht Mühe genug geben kann, danach zu suchen.«

»Es ist wahr«, sagt Grouvelle, »die Wahrheit ist angenehm, aber auch ist die Zeit kostbar, das Leben kurz und die Wissenschaft unendlich.«

Man missdeute auch nicht, wenn ich dem alten Spruch huldige: Die Zeit ist mein Acker. Man wird aus diesem gar leicht ermessen, wie es mit der tadellosen Chronologie in dem vorliegenden Werke steht.

Auch muss ich den Leser auf den Geschmack jenes Jahrhunderts, welches eine so traurige Katastrophe in sich schließt, hinweisen. Es kostet Überwindung sich hinein zu

denken. Aber wer kennt nicht die Macht des Bannstrahles in der Hand eines Oberpriesters zu Rom in jenem Zeitalter? Während man ihn jetzt nur noch mit einem Donnerkeil vergleichen kann, der in einem Naturalienkabinett aufgehängt ist. Man schüttelt ungläubig den Kopf und lässt ihn hängen.

Hamburg, im Februar 1838
F. Td. Wangenheim

Erstes Kapitel

Philipp, König von Frankreich, genannt der Schöne, thronte wieder in seinem Louvre. Paris war wieder ruhig geworden. Aber mit eiserner Strenge richtete die beleidigte Majestät, und im Angesicht des Louvre reckten unheimliche Gerüste in die Höhe hinauf. Der Pöbel umgaffte sie und freute sich des mörderischen Schauspiels, welches noch zu erwarten stand. War es doch, als ob die Henker aus dem ganzen Reich zusammenberufen worden wären. Die wilden Gesichter derselben und die nackten nervigen Arme machten sie kenntlich. Selbst der Pöbel schrak vor den mordgierigen Blicken dieser Leute zurück. In des Königs Namen, seinem Befehl gemäß, sollten sie heute das schreckliche Amt verwalten, ein Ansporn für sie, den sie zur höchsten Vollkommenheit in dem blutigen Geschäft anfeuerte. Wollte der König sein Reich entvölkern? Wollte er aus eitler Gier Menschen würgen? Weit gefehlt. Philipp der Schöne war ein Fürst, wie man ihn selten findet in der Weltgeschichte. Mit seines Körpers Schöne buhlte seine Geisteshöhe um den Vorzug. Philipp der Schöne war zum Herrscher durch die menschenbeglückende Gnade des Himmels bestimmt. Doch seine Würde als Herrscher musste er behaupten, das Verbrechen, an seiner königlichen Höhe begangen, musste er ahnden, ein warnendes Beispiel rächerischen Königtums dem Volk vor Augen führen. Das Volk von Paris, erbittert über ein Edikt des Königs, welches seine zerrütteten Geldverhältnisse geboren, hatte sich gegen ihn empört. Etienne Barbet, ber Schatzmeister des Königs, wusste nicht anders Rat, die durch einen Krieg mit Flandern entstandene Lücke im Schatz auszufüllen, als wenn die im Umlauf befindlichen

Münzen eingeliefert würden, umgeschmolzen, durch das königliche Gepräge ihnen ein höherer Wert gegeben, als welchen sie in der Tat hatten. Das Volk ergrimte über ein solches Edikt, brauste auf, artete in Aufruhr aus, den freilich ganz andere Leute angezettelt hatten, als die man zum Pöbel zählt. Den Reicheren berührte das Edikt um so schmerzlicher, je größer die Summe seines Geldes sich zu der des Ärmern verhielt.

Durch Zufall befand sich der König gerade im Tempel, hier belagerte ihn das Volk, verhöhnzte ihn. Der Monarch schwebte drei Tage lang in Todesgefahr, und dann erst war es möglich, dass die ihm ergebenen Krieger die Aufrührer zerstreuten, im Triumph den König zum Louvre führten.

In jenem Jahrhundert hatte bares Geld ungeheuren Wert. Philipp der Schöne, über Frankreichs Ruhm und Ehre wachend, bedurfte des Geldes so viel, dass er nach dem Krieg von Flandern gänzlich sich davon entblößt sehen musste, und die Wahrheit erkannte, das armselige Metall sei doch ein *nervus rerum*. Damals wusste man noch nichts von Perus und Mexikos Schätzen. Einem Kolumbus erst war es vorbehalten, durch die Entdeckung eines neuen Erdteiles die Schatzkammern in Europa zu füllen. Welchen anderen Weg konnte daher Philipp der Schöne einschlagen, seine Säckel wieder zu verbessern, als den Wert des Metalles selbst vermöge eines neuen Gepräges steigen zu lassen? Nicht allein in Paris, sondern in all den Städten seines Reiches machte das Ausschreiben des Königs, alles Geld in die Münze zu liefern, den bösesten Eindruck, zumal da, wo man wusste, dass Reichtum sich aufgehäuft hatte. Daher strömten auch aus den Städten des Reiches viele Leute in die Hauptstadt, hatten an dem Aufruhr teilgenommen und wurden so mit in

eine Untersuchung verwickelt, welche der König mit seinem gewohnten Feuereifer betrieb. Das Ende dieser Untersuchung war nicht schwierig abzusehen. Dreiunddreißig, welche sich am wütendsten bei dem Aufruhr gezeigt hatten, sollten heute (es war am 18. Junius des Jahres 1305) dem Zorn des Königs geopfert werden. Die Galgen waren errichtet und die Stunde der Hinrichtung war nahe.

In jenem Zeitalter gehörte eine solche Hinrichtung nicht gerade zu den Seltenheiten, und doch hatte sich so viel schaulustiges Volk versammelt, dass die Bewaffneten des Königs mit großer Mühe nur dem Andrang wehren konnten. Die Verurteilten wurden in den von Henkern wimmelnden Kreis geführt, bis auf drei von ihnen erlitten sie die vom König verhängte Strafe. Da ruhten endlich die Henker in ihrer mörderischen Arbeit. Niemand wusste sich das zu erklären. Das Volk murmelte von größeren Martern, denen man diese drei übriggebliebenen aufzubewahren gedächte, denn sie waren die Rädelsführer bei dem Aufruhr gewesen, hatten sogar die Schüssel mit den Speisen, welche man dem belagerten König aus dem Louvre zum Tempel geschickt hatte, in den Kot geworfen, und so den Monarchen dem Hunger preisgegeben.

Mit nicht geringem Erstaunen sah das Volk diese drei Männer auf den ausdrücklichen Befehl des Königs plötzlich mit Fesseln beschweren, eine gute Anzahl Bewaffneter sie dicht umgebend und davonführend. Von all den Hingerichteten waren diese drei die Bejahrtesten gewesen. Es konnte leicht ein Gnadenakt des Königs sein. Vielleicht hatte das Alter der Verbrecher für sie gesprochen. Nichts war natürlicher, als dass man sich nun angelegentlich nach den Namen, nach dem Stand dieser drei Verurteilten erkundigte. Nie-

mand aber konnte Auskunft geben, zumindest erlangte man keine Gewissheit.

War Philipp des Schönen königlicher Zorn mit der Hinrichtung dieser dreißig Unglücklichen gesüht? Freute er sich etma der Hinrichtung? Triumphierte er im Gefühl seiner Macht? Nein. Dieser König von Frankreich war ein weiser, gerechter Fürst, der sein ganzes Leben dem Heil seines Volkes widmete, und nicht ängstlich genug über die Vorteile der Nation wachen zu können vermeinte. Von seinem Louvre aus hatte er das Strafurteil vollziehen sehen. Am Fenster stand er, hohen Ernstes, unverwandten Blickes, und die überaus schönen Züge seines Gesichtes lagen so ruhig, als wären sie aus Marmor gemeißelt. Dicht neben dem König stand ein Geistlicher in der Tracht des heiligen Dominikus. Der hatte den König auf die letzten drei Männer aufmerksam gemacht, und ihren Tod also hintertrieben. Es gab wohl keinen Menschen, außer diesem Geistlichen, der so viel Macht über Philipp hatte als er, und ebensowohl war er doch dem König blindlings ergeben. Er hieß Wilhelm von Paris, des Königs Beichtvater. In Glaubensangelegenheiten galt sein Wort mehr als das des Papstes. Mit kaum begreiflichem Scharfsinn konnte Wilhem von Paris alle Empfindungen des menschlichen Herzens zergliedern, ein gläubiges Gemüt erkennen oder nicht, je nachdem er in Glaubenssachen zu Werke gehen wollte. In dem Jahrhundert, welches Hunderttausende von Christen nach Palästina trieb, und in welchem die Religion, die Glaubensverschiedenheit, Menschen auf Menschen hetzte, Ströme Blutes die Bahn des Kreuzes bezeichneten, wie des Halbmondes. In jenem Jahrhundert war ein Wilhelm von Paris, ein Beichtvater des allerchristlichsten Königs, ein Dominikaner, am rechten Platz.

Konnte man den Blick auf die beiden Männer im Louvre werfen, ohne dass man sich befremdet fragte: Wie ist es möglich, dass diese beiden Männer in ihren Neigungen, in ihren Absichten, in ihrem Denken sich auch nur ein einziges Mal begegnen könnten! Dieser, eine königliche Gestalt, anerkannt von dem mitlebenden Geschlecht für den Begriff von Mannesschöne und der Kleine neben ihm, zusammengeschrumpft, als hätte ihn Arabiens Sonne ausgedörrt, mit den ins Grünliche schillernden Augen, welche von keinen Braunen beschattet wurden, mit der aufgestülpten Nase, den mächtig langen Ohren. Wilhelm von Paris kannte aber Philipp, wusste, dass des Königs unbegrenzte Macht der seinen zur ersten Stütze diene, und suchte daher jede Gelegenheit zu erhaschen, des Königs Macht und so die seine zu vergrößern. Niemand konnte wohl so tief in des Königs Herz schauen als eben dieser Beichtvater. Keiner von den Ministern des Königs wusste die Absichten seines Herrn so genau als der Dominikaner, und nicht einmal Etienne Barbet, der des Königs Schatz verwaltete, dessen Palast in dem neulichen Aufruhr geplündert und niedergerissen worden war, kannte die Geldverlegenheit Philipp des Schönen so gut wie Wilhelm. Über Krieg und Frieden sogar entschied zuweilen die Meinung des Beichtvaters. Alle Regierungssorgen teilte er nur zu willig mit seinem Herrn und Gebieter. Er sah ein, dass mit der Veränderung des Münzfußes, die gewöhnliche Geldschneiderei damaliger Fürsten, nichts ausgerichtet werden konnte, und die dreißig Erhängten vor dem Louvre waren ein schlagender Beweis für die Unbeugsamkeit des französischen Volkes. Ein Gedanke aber, wie er nur in dem Kopf dieses Dominikaners entspringen konnte, rettete den drei Letzten von den Verurteilten für jetzt das Leben.

Als des Königs Befehl längst hinausgetragen, den Todesbereiten Fesseln angelegt und sie fortgeführt worden waren, da erst wandte sich Philipp nach seinem Beichtiger hin und fragte, als ob ihn dieser überrascht hätte, nach der Ursache zu der Begnadigung der drei.

»Königlicher Herr«, versetzte Wilhelm von Paris, »diese drei sind zu kostbar für den Galgen. Das Geld ist rar, und ich sehe in ihnen eine Goldgrube für Euch, mein König.«
»Pah«, meinte Philipp, »was könnten die mir nützen! Das Vermögen des Bürgers von Bezier ist ja doch schon meinem Schatz verfallen, und die beiden anderen, Pater doch ja, Ihr habt nicht unrecht, seht wahrlich weiter als ich glaubte.«

»Nicht wahr, mein König? Lasst mich gewähren, und bald, bald wird ein Gehorsam all die Untertanen meines königlichen Gebieters zu Euren Füßen niederwerfen.«

»Ja, es ist schrecklich, Pater, in dem eigenen Reich, von Gottes Gnaden mir verliehen, auch nur einen Mann zu wissen, der sich mir gleich zu stellen kühn genug ist. Bei Gott! Man kommt zuweilen in Verlegenheit, ob man selbst der Herrscher sei oder er.«

»Ihr seid auf dem rechten Wege, mein König«, schmeichelte der Dominikaner. »Sorgt nur, dass Euer mildes Herz nicht das Übergewicht bekomme. Bedenkt, dass des Reiches Heil und Wohlfahrt in Eure Hand gelegt wurde, und man Euch einst Rechenschaft abfordern werde.«

»Ich weiß, Pater, dass ich Rechenschaft geben muss, da, wo Lug und Trug schwinden und lautere Wahrheit vom Thron des Höchsten ausströmt. Ich werde diese Rechenschaft geben, mit dem seligen Bewusstsein, wie es einem christlichen Herrn und König geziemt.«

Mit diesen letzten Worten brach Philipp die Unterhaltung

ab.

Der Pater beurlaubte sich, ein grinsendes Lächeln der Zufriedenheit war noch in seinen Zügen zu erkennen, da er schon ein Schreiben an den von Blancas ausgefertigt hatte.

Der Ritter befahl auf einem festen Schloss des Königs in Languedoc, nahe bei Bezier. Ihm wurden die drei Begnadigten anvertraut.

Zweites Kapitel

Es war, als wenn sich alles vereinigte, um diesen König von Frankreich groß und größer zu machen; denn kaum hatte er die Aufrührer bestraft, so fügte der Himmel, dass Philipp nun auch eine um so gewichtigere Stelle in der Christenheit einnahm, als derjenige, mit ihm befreundet war, der als Haupt und Vorstand der Kirche St. Peters Stuhl bestieg. Papst Benedict XI. segnete das Zeitliche. Er war der Nachfolger des achten Bonifaz gewesen, der ein offener Feind des Königs Philipp auch mindestens so viel Abneigung auf seinen Nachfolger vererbte, dass niemals ein ganz gutes Einvernehmen zwischen Clemens und Philipp herrschen konnte. Was die Christenheit mit Trauer erfüllte, das erweckte Freude im Louvre. Ein König von Frankreich galt viel bei der Wahl eines neuen Papstes. Philipp sah recht gut ein, dass diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen durfte, sondern die Wahl auf einen Mann fallen musste, der ihm ergebener und gewogener wäre als Clemens und Bonifaz. Bis hierher hatte der König mit viel Glück Frankreich Vorteile geschafft. Seine Vermählung mit Jeanne von Evreux, Erbprinzeßin von Navarra, den beiden Grafschaften Champagne und

Brie und vieler großer Ländereien hatte Frankreich bedeutend vergrößert. Das Volk liebte seinen König, niemals war es ungehorsam gewesen, bis zu der Zeit des Aufruhrs. Wie hätte er also nicht auch mit durchdringendem Verstand hier zu Werke gehen sollen? Die Schönheit seines Körpers war einer der geringsten Vorzüge, welche bei Philipp gefunden wurden, er hatte unendlich vielen Verstand, eine gründliche Beurteilungskraft, war ein Kriegsheld und in Staatsangelegenheiten wohl erfahren. Dass er richtig zu Werke ging, lehrt schon der Umstand, dass Philipp mächtiger war als all seine Vorfahren. Wie sorgfältig also musste er nicht bei der Wahl eines Mannes zu Werke gehen, dem Kaiser und Könige sich beugen mussten, und der, Philipps Willen gemäß, seine unwiderruflichen Befehle durch die ganze Christenheit senden sollte. Wahrlich, ein königlicher Gedanke, selbst über St. Peters Schlüssel gebieten zu können! Welch ein reizendes Ziel für einen Philipp, welch eine lockende Aussicht, schmeichelhaft genug, einen minder festen Charakter aus dem Gleis zu bringen. Aber noch eines regte diesen König mächtig auf, alles an die Wahl des neuen Papstes zu setzen. Wer die Kraft zum Herrschen in sich trägt, und den Platz, von Gott verliehen, auf der Menschheit Höhe würdig ausfüllt, wer das Heil des Volkes nach Fürstenpflicht bewahrt, der kann, der darf von seiner Macht nichts vergeben, und an dem Gebäude des Volksglückes nur einzig und allein als Meister wirken. Diese Wahrheit hatte Philipp längst erkannt. Er wachte ängstlich über seiner Meisterschaft und mochte in seinem Reich keinen anderen neben sich dulden als den gehorsamen Diener seines königlichen Winkes. Seit beinahe zwei Jahrhunderten hatte sich ein kriegerischer Orden in Macht und Reichthum dermaßen in der ganzen Christenheit

hervorgetan, dass der Vorsteher dieses Ordens den Rang eines unumschränkten Fürsten einnahm. Jedem König gleich, schrieb sich dieser Vorsteher »von Gottes Gnaden«, und Frankreich war der Mittelpunkt des Glanzes und des Reichthums dieser kriegerischen Verbrüderung. Kein Fürst der Erde durfte sie vor seinen Richterstuhl laden, nur der Papst hatte dieses Vorrecht. Gehorsamte nun der Papst dem König, so war das Unglaubliche geschehen. Die Verbrüderung beherrschte dann der König.

Der heilige Boden, auf welchem einst der Heiland mit seinen Jüngern wandelte, war in den Händen der Ungläubigen. Es ihnen zu entreißen, entbrannte der Vorsatz in eines jeden Christen Brust. Das Abendland überflutete mit seinen Gläubigen die durch Christi Blut geheiligten Gauen; aber der Sarazene kämpfte verzweifelt für seinen Herd, und nichts blieb übrig von diesem blutigen Bad als der heiße Drang, nach Jerusalem zu pilgern, mit gläubigem Gemüt an der heiligen Stätte entweder schwere Schuld zu büßen oder des Himmels Krone sich zu erwerben. Furchtbar war der Druck, den der Christ unter des Sarazenen Faust empfand. Er rief seine Mitchristen um Beistand auf, sie hörten ihn. Kaiser Heinrich IV. beschloss zu Mainz 1103, den im Morgenland befindlichen Christen zu Hilfe zu kommen, sandte Eginhard den Bischof von Würzburg aus. Der predigte in Deutschland das Kreuz. Wie oft bietet nicht die Geschichte Beispiele dar, von treuen Kriegsgefährten, die Gut und Blut füreinander wagten, miteinander! Um wie häufiger mussten sie damals diese Verbrüderungen stattfinden lassen, weil diese Kriegsfahrt die Gefährlichste genannt werden konnte. Kehrten dann die Waffenbrüder von ihrer kriegerischen Fahrt zurück, so hörte das Bündnis wieder auf. Bald aber erfand man

ein Mittel, immerwährend einen solchen Bund dauern zu lassen. Man stiftete nämlich Ritterorden. Sie gingen größtenteils aus schon bestehenden geistlichen Körperschaften hervor, wie etwa die Hospitaliter aus der Körperschaft des heiligen Lazarus hervorgegangen waren. Im Jahre 1118, als König Balduin II. in Jerusalem herrschte, erbarmte sich ein christlicher Herr, Hugo von Payns, der Not und des Drangsals der auf gefährlichen Wegen dahinpilgernder Mitchristen. Er und sein Waffenbruder, Gottfried von Saint-Omer, und noch sieben andere verbanden sich miteinander, traten vor den Patriarchen von Jerusalem hin, vor den würdigen Stephan von La Ferté, legten drei Gelübde in seine heiligen Hände: das Gelübde der Armut, das der Keuschheit und das des Gehorsams. Noch ein viertes Gelübde sprach den Zweck dieser edlen Männer aus, es war der Schutz der Pilgrime. König Balduin II. war so sehr über das Vorhaben der neun Männer erfreut, dass er ihnen eine Wohnung in der Nähe des Tempels Salomonis einräumte und ihnen den Namen Tempelherren gab. Zehn Jahre blieben diese neun Ritter allein für sich verbunden. Hugo von Payns aber, der wohl einsah, sie würden so nicht bestehen können, erschien 1129 auf dem Konzil zu Troyes, welche Papst Honorius II. auszusprechen von ihm sich hatte bewegen lassen, als ihr erster Großmeister mit sechs von den Brüdern in solcher Armut, dass sie davon den Namen »Arme Ritterschaft Christi vom salomonischen Tempel« erhielten. Der Abt Bernhard von Clairvaux, dieser berühmte Mann, welcher später heiliggesprochen wurde, musste eine Regel für sie entwerfen, und sie erhielten als Ordenskleid einen weißen Mantel. St. Bernhard hatte die Regel mit einer so weisen Umsicht entworfen, dass sie auf alle Fürsten und Herren damaliger Zeit den bes-

ten Eindruck machte. Am lebhaftesten nahm sich Heinrich I., König von England ihrer an, überhäufte den ersten Großmeister mit Geschenken. Sein Beispiel fand willige Nachahmer, und der Tempelherrenorden gedieh im Laufe der Zeit an Ehren und Würden, an Zahl und Größe so herrlich, dass schon im Jahre 1150, nachdem ihnen zwei Jahre vorher Papst Eugenius III. das rote achteckige Kreuz auf den Mantel geheftet hatte, hundertdreißig Ritter in ihren Ordenskleidern zu Paris eine Schenkung an Ländereien von einem englischen Ritter empfangen konnten.

Die Großtaten der Tempelherren, an das Unglaubliche grenzend, reizte Männer aus den höchsten Ständen, nach Waffenruhm dürstend, der Ehre des roten Kreuzes teilhaft zu werden, um unter dem Panier Beaucéant gegen die Ungläubigen streiten zu dürfen. Sechszwanzig Großmeister, ausgezeichnete Männer größtenteils, hatten dem Orden vorgestanden, er hatte nicht selten bei den bedeutendsten Weltbegebenheiten den Ausschlag gegeben und stand jetzt unter dem siebenundzwanzigsten Großmeister, Jacob von Molay, in einer Erhabenheit, in einem Glanz, in einer Würde da, hatte namentlich in Frankreich einen so großen Einfluss erlangt, dass ein Wort des Großmeisters dem des Königs wohl gleich zu achten war. Noch sieben Jahre vor Molays Erhebung zur Großmeisterschaft besaß er Philipp des Schönen Vertrauen und Zuneigung in einem solchen Grad, dass dieser ihm die Patenstelle bei dem vierten Prinzen des Hauses, Robert, übertrug. Nicht allein Männer aus den berühmtesten Geschlechtern, zum Beispiel Montmorency, Hongest, Longueval, gehorsamten den Verfügungen des Ordens, sondern auch Söhne unumschränkter Regenten.

Noch war Jacob von Molay nur Großprior des Ordens, als

sein Vorgänger Thibaud Gaudin, derzeitiger Großmeister, durch eine Unvorsichtigkeit, welche er beging, König Philipp dermaßen kränkte, dass ihm der Orden zuwider wurde. Der König, mit dem Papst Bonifacius VIII. im Zwist, bewies Mut und Standhaftigkeit genug, dass der Zwist in Erbitterung ausartete. Nur von dem Papst abhängig, unter seinem Schutz stehend, neigten sich die Tempelherren auf seine Seite, entfremdeten sich der Geistlichkeit in Frankreich, welche sich laut für den König erklärt hatte, und waren so unvorsichtig, den Papst mit Geldmitteln zu unterstützen. Der wachsame König wurde dessen inne, obwohl es geheim betrieben worden war, und harrte nur einer Gelegenheit, sich dafür zu rächen. Diese Absicht aber schloss Philipp bedächtig in seiner tiefsten Brust ein. Da starb Bonifacius VIII., Benedict, sein Nachfolger, versuchte das gute Vernehmen, welches so lange unterbrochen gewesen war, wieder herzustellen und bewilligte also dem König den Zehnten von seinen Kirchengütern in seinem Reich. Ohne sich um ihre Privilegien zu bekümmern, welche die Güter des Ordens von dieser Auflage befreiten, ließ Philipp all ihre Komtureien in die Zehntenverzeichnisse mit eintragen, und allen Vorstellungen zum Trotz, wurden die Pächter angehalten, den Zehnten zu bezahlen. Der Orden hasste nicht allein das eigenmächtige Verfahren des Königs, sondern auch den König selbst; musste aber schweigen. Der Hass wurde immer glühender, weil er ihn ersticken musste.

Nur Wilhelm von Auvergne kannte Philipps ganzes Empfinden. Bei dem Aufruhr über die Veränderung des Münzfußes hatte er die Gelegenheit wahrgenommen und ein Werk vorbereitet, dessen Vollbringen Philipp des Schönen Namen durch alle künftigen Geschlechter in seinen glänzenden Far-

ben erhalten hat, wenn auch hier und da gerechtes Missfallen dem Andenken dieses Selbstherrschers nicht gerade zur Ehre gereicht. Wer aber nicht berufen worden war, das Schicksal vieler Tausende in seiner Hand abzuwägen, der mag wohl ahnen, wie ein König denken müsse. Aber selbst so denken, das ist ebenso unmöglich, wie der Stand des Niederen von des Königs Standpunkt verschieden ist.

Drittes Kapitel

Es dunkelte schon, als auf dem mit wildem Gestrüpp bewachsenen Wege, wenig genug betreten, um ihn öde zu nennen, sich eine Anzahl bewaffneter Männer zu Pferde daher bewegte; je zwei und zwei, ritten sie zur Seite dreier anderen Pferde, auf welchem sich sonderbare Gestalten befanden. Man konnte von diesen Gestalten den Oberkörper nicht erkennen, denn sie hingen mit dem Leib über den Sätteln, während man ihnen unter dem Bauch des Pferdes Hände und Füße zusammengeschnürt hatte. Zur Rechten und Linken des Weges zog sich der Forst vom Blancas hin, Eigentum jenes Ritters, welcher auf dem festen Schloss in Languedoc befahl. Durch das Geräusch, welches die Rosse verursachten, drang zuweilen das Rufen entfernter Menschen. Es waren die Köhler, welche in diesem Forst hausten, und ihr Geschäft nur zum Schein trieben, damit man ihnen nicht wegen Verletzung des Wildbanns den klarsten Beweis so geradezu führen könnte. Auch war es nicht ratsam, in die Nähe dieser Halbverwilderten zu kommen. Ihre Selbsterhaltung machte, dass der Todschatz nicht gar schwer auf ihrem Gewissen drückte.

Die kriegerische Begleitung jener drei, welche sich in so peinlicher Lage befanden, musste nicht aus den beherztesten Männern bestehen, denn sie vermied jedes laute Wort und hatte vermutlich nur darum den Weg über das Gestrüpp eingeschlagen, damit der Huftritt der Pferde nicht weithin schallte. Kleine ängstliche Schauer waren diesen Leuten nicht zu verdenken, denn im Volksmund lebte noch manche Geschichte von den Gräueltaten, die in diesem Forst verübt sein sollten. Man erinnerte sich, dass vor mehreren Jahren sogar ein Räuberhauptmann da gehaust hatte, der sich selbst nicht erblödete, Pilger auf offener Landstraße anzufallen, ihnen das Reisegeld abzunehmen und die Kleinodien, welche sie irgendeinem Heiligenbild zu verehren gedachten.

Da man auf dem ungleichen Weg nicht eben rasch vorwärtsschritt, so brach die Nacht herein, und leider musste man des Mondlichtes euntdenken, weil auf des Tages schwüle Gewitterwolken folgten, die den ganzen Horizont schwärzten. Die auf so grausame Weise Gefesselten schienen mehr tot als lebendig, denn keiner von ihnen stieß noch einen Schmerzenslaut aus. Man hatte sie auf diese Weise schon von Paris hierher geführt. Es waren die letzten drei von den Verurteilten. Der Ort ihrer Bestimmung, jenes feste Schloss, konnte man in zwei Stunden erreicht haben. Darum hatte ihre bewaffnete Begleitung ihnen die gewöhnliche Zeit zur Erholung versagt. Der Weg wurde aber jetzt noch immer wilder, als er schon gewesen war. Der Zug hielt an und die Bewaffneten flüsterten untereinander. Sie konnten keinen Ausweg finden, denn der Forst öffnete sich vor ihnen, ihr Weg führte gerade in ihn hinein.

»Was gibt es denn?«, rief es unter dem Bauch eines der Pferde hervor, welche die Gefangenen trugen. »Warum hal-

tet Ihr? Sollen wir denn die ganze Nacht in dieser hündischen Lage hängen bleiben?«

»Halt's Maul!«, verwies ihm einer mit gedämpfter Stimme. »Denk ich doch, du Gauner hättest längst das Sprechen verlernt. Weiß nur nicht, was sie an sir Teufelsbraten noch aufheben wollen? An euch drei Höllenbräugeln! Muss man da noch die ganze Nacht sich herumtreiben. Ich sehe nicht ab, wie wir anders herausfinden wollen, wenn nicht irgendein Heiliger sich unserer erbarmt und einen himmlischen Boten abschickt.«

»Du bist doch so dumm wie ein Stück Holz«, versetzte der andere wieder. »Ich hänge hier wie ein gebundenes Kalb auf der Schindmähre und höre doch das Knistern der Flamme. Rufe die Köhler, sie werden dich wieder auf den rechten Weg bringen.«

»Ja, wenn mein Hals mir nicht lieber wäre als eine taube Nuss, dann würde ich deinen Spitzbubenrat befolgen. Es wäre der nächste Weg, auf ehrsame Weise in Abrahams Schoß zu steigen.«

»Was könnten sie dir denn nehmen? Dein Pferd etwa? Das können sie nicht gebrauchen. Höchstens könnte sie dein Schwert gelüsten, das wäre alles. Bedenke aber, wie sie des Königs Zorn rege machen würden, wenn sie einem von seinen Söldnern ein Stück nehmen, was dem König gehört. Philipp ist so nicht der Mann, der sich gern was nehmen lässt - haben, haben - so lautet seine Regel.«

Der Kriegsmann schwieg. Es war, als ob ihm des Gefangenen Meinung einleuchtend wäre. Jener flüsterte wieder mit seinen Gefährten, sie beratschlagten und kamen endlich zu einem Beschluss, der ihrem Feldherrntalent Ehre machte. Sie wollten nämlich beieinanderbleiben, um im Notfall räuberi-

scher Gewalt begegnen zu können. Die Köhler wollten sie herbeirufen und sie zur bereitwilligen Hilfe mahnen. Dieser Beschluss war einstimmig angenommen worden. Die rauen Stimmen tön­ten in den Forst hinein, und es dauerte nicht lange, so schwankte ein heller Schein hinter Baum und Busch hervor. Er verschwand zuweilen wieder, doch nur, um näher und heller aufzuleuchten. Von Gefahr konnte hier keine Rede sein, denn nur ein Mann, ein Stück brennendes Holz in der Hand, dessen Flamme seine wilden Züge beleuchtete, näherte sich dem Trupp so weit, dass er im Fall eines feindlichen Empfangs wieder in den Forst flüchten konnte.

Das machte den Anführer des Trupps frischmutig und er rief dem Köhler zu: »Im Namen des Königs, dessen Untertan du bist, fordere ich dich auf, uns den rechten Weg zu der Veste des Ritters von Blancas zu zeigen!«

»Zum Schloss Roucy!«, rief der wieder unter dem Bauch des Pferdes hervor.

»Weiß schon, weiß schon«, meinte der Köhler. »Werde des Königs Befehl Gehorsam leisten. Ihr habt ja aber dort, wie ich sehe, eine ganz eigene Art von Reiterei bei Euch«, fügte er verwundernd hinzu, indem er wie neugierig näher herantrat. »Möchte so keine Stunde hängen - die Adern im Kopf würden mir so bersten. Na, ich wünsche Euch dreien viel Vergnügen auf Roucy, wenn Ihr hundert Klafter tief im Felsen, bei verschimmeltem Brot und faulem Wasser, mit hundert Pfund Eisen, eine herrliche Musica anstimmt.«

Während der Köhler dieses sagte, war er ganz nahe an denjenigen heraugetreten, welcher den Namen der Veste genau genannt hatte.

»Nicht wahr, Alter«, rief dieser lachend, »und zu dem Ge-

rassel unserer Ketten unser Geheul an die tauben Felsenwände schlägt!«

»Was soll das Geschwätz?«, mischte sich der Anführer hinein. »Fort, fort! Dass wir vom Weg kommen, sonst haben wir ein Donnerwetter sowohl vom König als auch vom Himmel zu erwarten.«

»Das geht nicht so schnell, Herr«, zog sich der Köhler zurück. »Ich bin schon ein bisschen zu alt, um solch weite Wege zu machen. Aber mein Peter, der soll Euch führen. Will hier diesen Span in die Erde stecken, dass Peter den Weg zu Euch nicht verfehlt.«

Ohne irgendeine Antwort zu erwarten, verschwand der Köhler in das Dunkel des Forstes. Die Bewaffneten mussten sich ruhig verhalten, bis Peter käme. An eine Unterhaltung war nicht zu denken, denn in jedermanns Kopf entwickelten sich Möglichkeiten, wie sie das Vorurteil gegen diese halbwildten Menschen gebären musste. Gern hätten sie den flammenden Span ausgelöscht, damit auch Peter und wer weiß, wie viele andere noch, nicht wüssten, wo sie sich befänden. Aber die Maßregel schien doch einem jeden gar zu feige. Auch regte sich nichts Verdächtiges, und der vorlaute Gefangene bestärkte sie in ihrem kühnlichen Erwarten. Er klagte sein Schicksal an, welches sich nun in sehr kurzer Zeit entscheiden würde, drückte seine Furcht aus vor Kerker und Fesseln; eine ganz neue Erscheinung bei dem Verwegenen.

»Ja, ja«, meinte einer von den Bewaffneten, »böse Tat - schlimmer Lohn. Bist auf der ganzen Fahrt so halsstarrig gewesen, drum kommt dir das Wasser an den Hals? Merkst du was? Es wird dir schlecht behagen in dem Felsennest. Hättest nur heute von der Sonne Abschied nehmen sollen, denn bevor sie aufgeht, hüllt dich ewige Finsternis ein. Wirst wohl

manchmal nach dem Korb, nach dem Krug suchen müssen, damit du Brot und Wasser hast, welches man an einem langen Strick dir hinuntersenkt.«

Vielleicht hätte der gute Mann dem Gefangenen noch mehrere von diesen Bildern vorgespiegelt, wenn nicht eben eine gelenke Mannesgestalt aus dem Forst geschlüpft wäre.

»Bist du der Peter?«, rief der Anführer.

»Ja, ich bin der Peter«, antwortete die Gestalt, zog den verlöschenden Span aus dem Boden, schwang ihn so heftig im Kreis um den Kopf, dass der Luftzug die Flamme wieder anfachte.

»Wirst du uns denn nun auf den rechten Weg nach Roucy bringen?«

»Ich werde Euch auf den rechten Weg bringen«, versprach der Bursche, während er noch immer seine Fackel schwenkte, sodass die glühenden Kohlen weit umherflogen.

Die Bewaffneten hatten bald Ursache, einzusehen, dass diese Bewegung des Burschen noch eine andere Absicht hatte, als nur den Span in Flammen zu setzen. Denn unheimlich raschelte es und schlüpfte es durch die Büsche und über das Gestrüpp, und hier und da zuckte schon der Schein von dem brennenden Span über ein auftauchendes wildes Gesicht. In einer den Bewaffneten unverständlichen Sprache rief Peter einige Worte. Es schien eine Frage in ihnen zu liegen. Als ob Bäume und Büsche Menschen geworden wären, so heulte es ringsum wild und schrecklich den Namen: »Der Graue, der Graue!«

»Hier ist Verrat!«, rief der Anführer erschrocken. »In des Königs Namen gebt Kunde, was ihr wollt!«

Der Alte, welcher zuerst den Hilferuf der Verirrten gehört hatte, trat hervor, einen riesigen Schürbaum in der Rechten

haltend, eine gute Anzahl hinter ihm, und ebenfalls wie er bewaffnet.

»Es soll Euch nichts Leides widerfahren«, versprach er ernststen Tones, »wenn Ihr Euch willig in das Unabwendbare fügt. Es kümmert uns auch nicht, was diese drei verbrochen haben, ebenso wenig wollen wir die drei. Nur den einen müsst Ihr uns überlassen. Dass Ihr die anderen beiden sicher auf Roucy abliefern, das verbürgen wir Euch.«

»Was!«, zürnte einer von den Bewaffneten, »unterfangt Ihr Euch, des Königs Namen und seine Diener so zu verunglimpfen? Meint Ihr, dass unsere Schwerter Binsen sind?«

»Steckt ein«, befahl der Köhler. »Steckt ein, und gebt Euch nicht unnütz in Gefahr. Unsere Schürbäume schlagen Mann und Ross zu Boden, und dass wir sie zu gebrauchen wissen, das mögt Ihr um Eurer selbst willen glauben.«

Da wurde denn wieder Kriegsrat gehalten. Die Lage der königlichen Söldner war die schlimmste, welche man sich denken kann. Wenn sie auch von ihren Waffen hätten Gebrauch machen wollen, so hatten sie nicht einmal Raum, ein Schwert mit Nachdruck zu schwingen, um so weniger noch ein Pferd zu tummeln. Sie knüpften also Unterhandlungen an, deren Ergebnis war, sich in die Notwendigkeit zu fügen. Die Köhler mussten den Verlangten bezeichnen. Man löste seine Fesseln, half ihm vom Pferd. Er vermochte kaum auf den Beinen zu stehen. Die Köhler schüttelten ihm kräftig die Hand. Das schmerzte aber, weil die Gelenke arg mitgenommen waren. Im verdrießlichsten Ton befahl der eben Befreite, man sollte auch dem zweiten Gefangenen seiner Fesseln entledigen, denn den Freund könne er nicht in der Not verlassen.

»Du kennst unsere Art und Weise«, entschied der alte

Köhler. »Wir haben das Wort gegeben, nur dich haben zu wollen, und der König von Frankreich soll nicht sagen können, die Köhler im Wald von Blancas hätten ihm ihr Wort gebrochen. Daraus also, Freund, kann nichts werden.«

»Nicht?«, zürnte dieser. »Habt Ihr den Gehorsam gegen mich schon verlernt?«

»Wer hieß dich von uns gehen? Hattest aber große Dinge im Kopf - mit Ziegenkäse und einem guten Stück Wildbret mochtest du nicht mehr vorlieb nehmen - das alte Schlaraffenleben im Konvent wachte wieder bei dir auf. Nun siehst du die Früchte davon. Anstatt du deinen alten Freunden danken solltest, dass sie um deine Befreiung in das Wespennest des königlichen Zornes stoßen, sprichst du in einem Ton mit uns, der uns es schier bereuen lässt. Kurz und gut, es steht jetzt in deiner Wahl, ob du deinen alten Freunden folgen oder mit zum Schloss Roucy wandern willst. Peter«, wandte er sich an den jungen Mann mit der Fackel. »Du bringst diese Leute bis an den Steig, welcher zwischen dem Wasser und der Veste bis zur Brücke läuft. Dann kehrt du um. Das aber sage ich Euch, Ihr Herren, krümmt Ihr meinem Buben ein Haar, so findet Ihr den Weg nach Paris nimmermehr wieder. Ihr habt selbst gesehen, wie ich Euch Wort gehalten habe. Darum versprecht mir als redliche Männer, meinen Peter ohne Gefahr wieder nach Hause kehren zu lassen.«

Die Königlichen hätten wohl mehr noch als das versprochen, um nur aus dieser verteufelten Lage zu kommen. Kaum hatten sie es getan, so eilte auch schon der Bursche voraus. Sie folgten ihm, wenn auch mit schwerem Herzen, da sie einen der Gefangenen nicht mit abliefern konnten.

Im Forst selbst wussten der Köhler Frauen und Kinder

schon, dass die Männer ausgezogen waren, einen alten Freund, den Grauen, wie sie ihn nannten, in Freiheit zu setzen. Laut jubelnd empfing man ihn, geschäftig Speise und Trank ihm bietend, denn er schien sehr erschöpft. Was Keller und Küche dieser armen Waldbewohner vermochte, das wurde aufgetischt. Es waren just keine Leckerbissen, doch mundete es dem Hungrigen, dem Durstigen gar herrlich. Eine Rehkeule, am Feuer geröstet, mit Salz und Pfeffer eingerieben, Ziegenkäse und Gerstenbrot sowie klares Quellwasser, das konnte man dennoch bieten. Um ihn her in der Hütte, roh aus Lehmsteinen gebaut, saßen oder kauerten die Freunde und freuten sich seiner Esslust, hofften aber auch, dass er, gesättigt, von seinen Erlebnissen erzählen würde. Es dauerte lange, ehe er seine Mahlzeit beendet hatte, denn die erlahmten Hände konnten mit seinen Zähnen nicht gleichen Schritt halten. Man bedauerte ihn, war ihm hilfreich stets zur Hand, um ihn das Geschäft zu erleichtern. So war es möglich, dass er endlich damit zustande kam. Dieser alte Freund, mit dem Beinamen der Graue hatte eben keine einnehmenden Gesichtszüge, obwohl ein gewisser Anstrich von einer anderen Kühnheit als der eines Mörders oder Räubers in ihnen zu erkennen war. Sein Körper maß weit über Manneslänge und war mit den Resten eines Unterkleides der Templer bedeckt. Die Nase, lang und stark gebogen, reichte sonderbar weit aus dem mageren Gesicht hervor. Der Mund, klein und scharf vortretend, war von grauem dünnem Barthaar bedeckt. Auch sein Haupthaar, die Augenbrauen, alles sprach von vorgerückten Jahren. Nur die dunklen Augen, in welchen sich das Licht eines flatternden Spans spiegelte, schienen noch recht jugendlich gegen seine Umgebung.

Mit dem Ärmel seines Kleides wischte der Gesättigte nun den Mund ab, griff noch einmal nach dem unförmlichen Krug aus Holz, trank daraus und sprach dann mit weinerlichem Lachen: »Habe ich doch kaum zwanzig Stunden hungern müssen und dursten, während Seine Majestät, unser gnädiger Herr, der König dreimal vierundzwanzig Stunden nichts zu essen hatte. Das war gewiss das erste Mal in seinem Leben, dass er zu der Erkenntnis kam, dass Hunger wehtut.«

Diese Äußerung machte aller Neugier rege.

Der Graue aber gab dem alten Köhler ein Zeichen. Dieser verstand ihn und befahl den Übrigen, dass sie zur Ruhe gehen sollten, damit der Graue sich ebenfalls von den Anstrengungen eines so peinlichen Rittes erholen konnte.

»Morgen, Freunde«, versprach der Graue, »erzähle ich euch desto mehr.

Und jeder wünschte ihm eine gute Nacht.

Viertes Kapitel

Auf der Veste Roucy entsetzte man sich über die gewaltsame Befreiung des einen Gefangenen, zumal der Ritter selbst, da er sich den Brief von Wilhelm von Paris durch den Burggeistlichen hatte vorlesen lassen. So angelegentlich war ihm noch nie ein Gefangener anempfohlen worden. Bei des Königs Zorn, schrieb Wilhelm, sollte er ja darauf achten, dass keiner von diesen dreien entkäme. Es musste daher etwas gar Großes dahinter sein, denn der Burggeistliche mochte kaum mit den Worten heraus, der mächtige Priester, der Beichtvater des Königs, werde binnen Kurzem auf Roucy

selbst eintreffen. Was sollte der Ritter beginnen? Hier war guter Rat teuer. Doch sein Pater versuchte ihn zumindest scheinbar zu beruhigen. Er wollte nämlich an den Beichtvater des Königs schreiben, dass nur zwei von den Gefangenen abgeliefert worden wären, das Entkommen des dritten könne man dem Ritter nicht zur Last legen. Damit der Brief nicht unterschlagen würde, sollte er durch zwei von des Ritters eigenen Leuten an Ort und Stelle gebracht werden, denn, wer stände dafür, meinte der Pater, dass nicht die Königlichen aus Furcht vor Strafe in die weite Welt gingen. Mit all diesen Anordnungen zufrieden, beherzigte er auch den anderen wesentlichen Inhalt des Briefes. Strenge Bewachung der Gefangenen war ihm vorgeschrieben, sie sollten jedoch keinen Kerker haben, dessen feuchte Luft ihrer Gesundheit nachteilig werden könnte, auch Speise und Trank so gut des Ritters eigene Küche und eigener Keller vermochten. Sie sollten nicht voneinander getrennt werden, nur sollte der Ritter verhüten, dass jemals ein Geistlicher zu ihnen käme.

So sehr diese Punkte auch der Einrichtung auf der Veste im Betreff der Gefangenen widersprachen, so blieb dem Ritter doch keine Wahl übrig. Er hieß dem Geistlichen sich zu entfernen, rückte seinen großen Sessel von Eichenholz zurück und ließ die beiden Gefangenen vor sich bringen. Das Gefängnis in Paris, die qualvolle Reise hierher, auch wohl die ausgestandene Todesangst bei der Hinrichtung der dreißig hatten die Gesichtszüge dieser beiden Verbrecher scheußlich entstellt, doch schien der eine von ihnen dem Ritter bekannt. Er prüfte ihn lange mit fragendem Blick.

Der aber erwartete seine Anrede nicht und sprach mit geläufigem Mund: »Ihr kennt mich schon lange, edler Herr, seid schon öfters in meiner Werkstatt in Beziers gewesen ...«

»Nicht möglich! Du bist Florian, der Waffenschmied. Mensch, was hast du begangen, dass man dich zum Tode verdammt?«

»O, nichts, Herr Ritter - oder doch nur eine Kleinigkeit. Seht, ich habe mich gemüht mein Leben lang, habe zusammengescharrt und geschabt, habe gedarbt, um meinem Töchterchen einst ein Stück Geld hinterlassen zu können oder eine ansehnliche Mitgift meiner Margot zu geben, wenn sich eine passende Heirat für sie noch bei meinen Lebzeiten fände. Für mein Kind tat ich alles. Denn die Mutter starb ihm früh, und ich war schon über die vierzig hinaus, als ich mir ein Weib nahm. Seht wohl selbst ein, edler Herr, dass mir nicht gar viel Zeit übrig blieb, denn jetzt ist meine Margot achtzehn Jahre alt, und wenn man sechzig hinter sich hat, so muss man schon an den Himmel denken. Ich hatte ein artiges Sümchen bar für das Kind liegen, zugleich einen Gesellen, den ich meiner Margot zum Mann und mir zum Eidam wünschte. Der Balthasar hatte aber keine Augen, und wie ich auch manchen Wink fallen ließ, er bemerkte es nicht ...«

»Ist deine Margot schön?«, unterbrach ihn der Ritter.

»Herr, wie ein sonnenheller Maitag.«

»Dann war aber der Balthasar recht dumm.«

»Das just nicht, edler Herr, das nicht ... hört nur weiter. Eines Tages - wir hatten eben das Frühmahl eingenommen - dachte ich so bei mir: Ein tüchtiger Schlag mit gutem Hammer und kräftigem Arm tut besser, als zwanzig und dreißig matte Schläge. Denn das muss ich Euch sagen, edler Herr, das Eisen mag noch so schön glühend sein, es verkühlt wieder unter den vielen matten Schlägen und wird nie was Rechtes draus geschmiedet. Das weiß ich aus Erfahrung.

Genug, Margot hatte eben den Tisch abgeräumt, Balthasar und die andern Gesellen standen schon wieder bei Esse und Amboss, das Mädchen setzte sich nicht weit von mir nieder und ließ die Kunkel schnurren. Ich rückte drei-, viermal meine Lederkappe von einem Ohr zum anderen, wollte sprechen und konnte nicht, da fragte mich Margot, ob mir etwas fehle, und wie der Blitz war ich bei der Hand, führte den kräftigsten Schlag, indem ich sie urplötzlich fragte, ob sie nicht zu heiraten gedächte. Edler Herr, man kann darüber hinsterben, ehe man auf diese Frage ein Ja oder Nein von einem Mädchen herauskriegt. Aber jedenfalls gibt es Wahrzeichen, nach denen man sich so ungefähr richten kann, z. B. Zittern, die Augen niederschlagen ... Meine Margot ließ die Kunkel fallen, schlug die Augen nieder und zitterte - alles zugleich. Ha, dachte ich, der Schlag war gut! Nun noch einen frisch darauf! Ich nannte also den Namen Balthasar. Nun war ich meiner Sache ziemlich gewiss, wartete bis zum Sonntag. Da nahm ich denn meinen Balthasar allein, führte ihn zu meiner Truhe, und sprach: ›Balthasar, magst du meine Margot leiden?‹ Er wurde rot im Gesicht, denn am Sonntag wäscht er sich vom Ruß rein, und antwortete: ›Ja, Meister, wenn Ihr's erlaubt?‹

›Höre, Balthasar, ich erlaube das, ich sehe es sogar gern, und nun noch eine Frage. ›Willst du meine Margot zum Weibe haben?‹

›Meister, wie kann ich?‹, stotterte er.

›Sei kein Tor, Balthasar, bist fünfundzwanzig Jahre alt, hast es in der Waffenschmiedekunst ziemlich weit gebracht und kannst alle Tage als Meister bestehen.‹

Da wandte er denn ein, er sei arm; und das wollte ich nur. Ich öffnete die Truhe, zeigte ihm ein gutes Teil blanken Gol-

des und sagte, dass ich dafür schon gesorgt hätte. Er fiel mir zu Füßen, ich rief meiner Margot und legte beider Hände ineinander.«

»Da warst du freilich auf einmal am Ziel.«

»So dachte ich auch, edler Herr - aber hört nur, wie es kam. Alle Anstalten waren getroffen, die Hochzeit war vor der Tür - da kommt ein Ausschreiben vom König, welches mir befiehlt, mein Geld nach Paris in die Münze zu tragen. Des Königs Majestät wollte es umschlagen lassen. Man weiß aber recht gut, dass es gar schwer hält, auch nur einen Teil von dem wiederzubekommen, was man dort hingegeben hat. Ungehorsam wollte ich nicht erscheinen, doch mich auch nicht leichtsinnig von dem Ersparten trennen. Geraden Weges machte ich mich auf nach Paris. Sehen und hören, dachte ich, sollst du, was alle tun, das tust du auch. Das Pariser Volk aber war eben so wenig wie ich geneigt, des Königs Befehl zu gehorsamen. Es murrte laut und meinte, man müsste der königlichen Gewalt die Volksgewalt entgegensetzen. Ohne weiteres Bedenken schloss ich mich dem Haufen an, der fest entschlossen schien, den König zur Zurücknahme seines Edikts zu zwingen. Den Hergang, wie der König im Tempel belagert worden war, wisst Ihr vielleicht besser als ich. Aber ich weiß leider nur, dass ich ergriffen wurde, ins Gefängnis gebracht, zum Tode verurteilt und nun vor Euch stehe, mein ferneres Schicksal erwartend.«

»Ei, ei, ei«, schüttelte der Ritter den Kopf, »ein so alter Meister, und begehst noch einen so dummen Streich! Schließe deine Rechnung, Florian, denn von des Königs Gnade bleibt dir kein Hoffen. Schwerer denn mancher andere musst du dich vergangen haben, sonst würdest du jetzt schon deine Strafe mit allen Übrigen erlitten haben und

nicht hierher geschickt worden sein, um einer anderen Strafe aufgespart zu werden. Du dauerst mich, Florian, um deiner Margot willen - das arme Kind!«

»Ja, edler Herr, das nagt mir auch am Herzen. Man sagte mir schon in Paris, mein Hab und Gut sei des Königs Schatz verfallen. Nun wird meiner Margot nichts übrig bleiben. Sie hat keinen Vater mehr, der sie ernährt, und Balthasar zieht wieder in die weite Welt hinaus, eine neue Werkstatt zu suchen, da meine Esse nicht mehr sprüht. Wenn Ihr nach Beziers schickt, so lasst ihr doch sagen, ihr Vater sei hier. Sie sollte nicht an Gott verzweifeln, nicht an dem gnädigen Herzen unseres Königs. Und wenn sie herkommt, gnädiger Herr, ihren Vater noch einmal zu sehen, werdet Ihr's nicht dulden?«

»Ich verspreche nichts, Florian, gar nichts«, wies ihn der Ritter ab. Und um ferneren Bitten vorzubeugen, wandte er sich schleunigst an den Mitgefangenen. »Wer bist du? Trotz deines dürftigen Wesens erkenne ich kriegerischen Anstand, und - was sehe ich! Trägst du nicht ein Unterkleid des Tempelherrenordens?«

»Ihr habt es erraten, Herr Ritter«, versetzte der Gefangene tiefen Tones. »Ich bin Matthias, der Prior von Montfaucon.«

»Unglücklicher«, fuhr der Ritter von seinem Sessel auf. »Du bist es, der in des Königs Hand gefallen ist? Du?«

»Warum erschreckt Ihr so heftig? Ihr seht, ich erschrecke nicht. Mögen sie Qualen erdenken, dass Enkel und Urenkel noch mit Schauern davon erzählen. Das Ende aller Qualen ist ja doch nur der Tod. Ich weiß recht gut, Ihr tragt das Johanniterkreuz. Von jeher waren sich unsere Orden nicht hold, denn einer wollte den anderen überflügeln. Darum heißt es auch in der Regel der Tempelherren: So einer aus

dem Orden treten will, er darf in jeden anderen, nur nicht in den von St. Johann. Zum Überfluss hat man hinzugefügt: Er soll in einen strengeren Orden treten, als der der Tempelherren sei.«

»Auf strenge Ordnung«, verteidigte der Ritter heftig, »hält Vulco von Villaret wohl eben so gut und wohl noch besser als Jacob von Molay!«

»Mag sein, Herr Ritter, kann sein, ich will nicht widersprechen, denn ... einem Gefangenen steht das schlecht an. Aber«, knirschte der Prior durch die Zähne, »sie haben mich verbannt, das Kleid zu lassen, und eigennützig meinen Arm gewählt. Sie haben mich aus dem Orden gestoßen, den schmachlichsten Strafen anheimgegeben und den Flüchtigen doch endlich nach Paris gesandt, um an des wütenden Pöbels Spitze den König zu zwingen, dass er das Edikt zurücknehme, welches die Güter des Ordens antastete. Ihr habt doch wohl recht, Herr Ritter.«

Dieser sann eine Weile nach, dann fragte er plötzlich: »Wie hieß dein Unglücksgefährte? Wer war es, den die Köhler befreiten?«

»Er war Tempelherr, wie ich, aus Florenz gebürtig, sein Name Noffo Dei. Gleiches Schicksal hatte ihn mit mir betroffen, und gleich wie mich brauchten ihn die Provinzen ...«

»Welche Provinz hat Euch gedungen?«

»Die Provinz Normandie.«

»Der Großprior ist aber nicht in Frankreich. Er ist, wie ich meine, in Zypern.«

»Die Brüder selbst taten es im Kapitel. Man schmeichelte uns mit der Hoffnung, wenn wir an diesen großen Vorteil des Ordens Leib und Leben setzten und es glücklich zu Ende führten, so wollte sich das Kapitel bei dem Großmeis-

ter verwenden, dass wir nach einer harten Pönitzenz mindestens das Kleid eines dienenden Bruders zurückerhielten ...«

»Ihr Verblendeten!«

»Freilich, freilich wohl verblindet, Herr Ritter! Und um so klarer sehe ich jetzt, sehe gar zu deutlich, wie mich die Brüder im Stich gelassen haben und die Klage von sich zurückweisen werden, dass Tempelherren an dem Aufruhr teilgenommen haben. Nicht Ausgestoßene werden sie uns nennen, sondern Abtrünnige; um die Ehre des Ordens willen.«

»Was aber war Euer Vergehen, deines und des Noffo Dei?«

»Davon ist just nicht viel zu erzählen ... und Mensch ist Mensch. Wir beide gingen eines Tages aus. Wir hatten unsere Mäntel um, und ich erblickte an dem Fenster eines Hauses ein schönes Weib. ›Lieber Bruder‹, sagte ich zu Noffo Dei, ›wir sind ziemlich weit von der Komturei entfernt, und wenn du denkst wie ich, so klopfen wir bei diesem Weib an. Überdies bin ich Prior und gar zu leicht folgt mir keiner der anderen Brüder auf Tritt und Schritt.‹ Noffo Dei dachte wie ich, denn auch ihm war das Gelübde der Keuschheit gar sehr drückend. Gesagt, getan, und wo der Teufel einen Teufelsstreich spielen will, da braucht er ein Weib. Mich wundert's auch gar nicht mehr, dass Adam so dumm gewesen war, das Paradies zu verscherzen. Hätte es damals Gelehrte gegeben, sie würden unserem Herrgott gar arg zugesetzt haben. Kurz, das Weib war unseren Wünschen hold. Der Tag schwand hin und die Nacht. Mit dem anbrechenden Tag aber klopfte es an der Tür des Hauses. Wir öffneten nicht - die Tür wurde eingebrochen, und vier Brüder traten herein. Das war nun freilich eine saubere Geschichte. Wort gab Wort, von Worten kam es zu Tätlichkeiten. Ich riss einem Bruder die Mantelschnur entzwei - und das wisst Ihr ja

wohl, Herr Ritter, ein Verbrechen reicht dem anderen die Hand, gerade wie die Worte in den Psalmen folgen - zwei von den Brüdern wurden mit den Schwertern durchrannt, die anderen flohen.«

»Man fing Euch aber dennoch?«

»Dass wir Narren gewesen wären, uns fangen zu lassen! Auf und davon! war die Losung. Wir flohen, ohne zu wissen, wohin. Nun denkt aber: Tempelherren und nicht mehr als vier Dreier in der Tasche. Denn sorgsamer als über diesen Punkt wird über keinem gewacht, damit Reichtum sich zu Reichtum schlage, und der Besitz von mehr als vier Dreier wird schon als Raub am Ganzen betrachtet. Ihr wolltet wissen, Herr Ritter, womit wir uns an dem Orden vergangen haben, das habe ich Euch erzählt. Was ferner geschah, davon lasst mich schweigen.«

»Auch will ich es nicht wissen«, nahm der Ritter mit finsternem Stirnrunzeln das Wort. Darauf schritt er zur Tür, rief die Wachen und wies den beiden ein Gefängnis an, welches den Befehlen des Königs entsprach.

Lange Zeit schritt er allein im Gemach auf und nieder. Er dachte so manches und konnte doch nicht zu einem festen Entschluss kommen. Der Ritter war von jenen Männern einer, welche wohl geeignet sind, gemessene Befehle richtig auszuführen, aber was drüber ist, das können sie kaum denken, viel weniger die Folgen, welche sich daran knüpfen könnten, nur halbwegs berechnen. Und dennoch fuhren ihm so manche Gedanken durch den Kopf, denn der Orden, welchem er angehörte, hatte stets mit dem Tempelherrenorden um den Vorzug gebuhlt. Dieser wie jener übten Geheimniskrämerei, wie es Sitte ist bei allen neuen Sekten, bei allen neuen Verbrüderungen. Unschlüssig, was er tun sollte -

denn gerade diejenigen Leute, welche nichts tun sollen, quälten sich am meisten mit der Wahl - ließ er den Pater kommen, teilte ihm mit einem Anstrich von Eigendünkel dasjenige mit, was er aus den beiden herausgefragt haben wollte, und meinte, er würde sich beim König sehr beliebt machen, wenn er ihm das alles mitteilte.

Der Pater hingegen bedeutete ihm, dass man in Paris schon früher davon unterrichtet gewesen sei, offenbarte ihm zugleich, dass er alle Aufmerksamkeit auf diese Gefangenen verwenden müsste, denn eine große, große Absicht des Beichtvaters des Königs würde durch sie in Erfüllung gehen.

»Dann wisst Ihr ja mehr als ich, Pater«, stieß der Ritter verdrießlich hervor, »und ich denke doch, dass ich auf Roucy befehle!«

»Das stelle ich auch nicht in Abrede, Herr Ritter. Aber bedenkt, was der Beichtvater des Königs an mich schreibt, das kann er an Euch nicht schreiben.«

»Warum nicht? Was habt Ihr mit dem Beichtvater des Königs zu schaffen?«

»Er mag so hoch stehen, soviel er wolle«, blieb der Pater bei seinem Ton, »er bleibt dennoch nur ein Jünger des heiligen Dominikus wie ich ...«

»Also er hat an Euch geschrieben? Und davon weiß ich nichts? Wie ist es möglich, es kommt ein Brief an auf meiner Veste, und ich weiß es nicht!«

Der Pater merkte nun wohl, dass er zu vorlaut gewesen war. Er kannte den Ritter, kannte seinen Jähzorn, der selbst zuweilen sein heiliges Gewand nicht verschonte, und wusste kein anderes Mittel, die Sache in Güte beizulegen, als dass er sich den Ritter wieder befreundete, jedoch auch gegen Wilhelm von Paris sich sicher stellte. Drum sprach er mit tie-

fem Ernst und so heimlich, dass ein geringerer Neugieriger wie Blancas wohl auch in die Falle gegangen wäre: »Euer ritterliches Wort, Herr, dass Ihr von dem, was ich Euch anvertrauen werde, niemals auch nur eine Silbe laut werden lasst.

Der Ritter gab sein Wort und die Hand dazu, und nun zog der Pater aus dem weiten Ärmel seines Gewandes einen Brief hervor, spähte bedächtig ringsum, ob auch niemand da wäre, der ihn belauschen könnte, winkte dann dem Ritter, mit ihm in die entfernteste Fensterbrüstung zu treten.

Dort erst las er das Handschreiben Wilhelms von Paris, an ihn gerichtet, vor:

Geliebter Bruder in Christo,

Gott ist der Anfang von allem, ist der Atem, welcher alles bewegt, und die Welle, so das Mühlrad wälzt für und für, an dessen Bewegung das Schicksal einer Welt hängt. Wir, mein geliebter Bruder in Christo, wir sind das auserwählte Mittel, durch welches der Herr aller Himmel Gut und Böses verkündet. So verkünde ich dir dann, dass eine große Umwälzung geschehen werde. Freue dich, mein Bruder in Christo, dass auf dich und mich die Wahl gefallen ist, den göttlichen Willen zu vollstrecken. Ich werde den Staub von meinen Füßen schütteln, in zwei Tagen dich begrüßen. Du wirst Sorge tragen, dass alles, was zur Leibesnotdurft gehört, vorhanden sei, und nicht der Mangel desselben den treuen Diener des Herrn in der Erfüllung seiner Pflicht störe. Pax tecum!

In diesem Brief stand nun so eigentlich gar nichts. Der mystische Eingang desselben aber machte doch, dass der Ritter bedenklich den Kopf schüttelte und einen so hoch ehrenden Besuch mit aller ihm zu Gebote stehender Aufmerksamkeit aufzunehmen versprach. Ja, in diesem Augenblick schon entfernte er sich, um Anstalten dazu zu treffen. Kaum

hatte er die Tür hinter sich geschlossen, so lachte ihm der Pater nach. »Es ist doch gut, dass unsere Herren Ritter nichts anderes als Reiten und Fechten lernen - denn könnten sie lesen und schreiben - bei St. Dominikus! Es stände schlecht um uns.«

Fünftes Kapitel

Die Waffenhalle auf der Veste Roucy, zugleich das Prunkgemach des Ritters, hatte heute einen dritten Namen bekommen, und zwar den eines Geheimzimmers, denn schon seit zwei Stunden verhandelten hier zwei Männer miteinander, fremd zwar auf der Veste, aber so geheim, dass selbst der Ritter ohne ausdrücklichen Befehl nicht eintreten durfte. Die drei Eingänge zu dieser Halle waren auf eine merkwürdige Weise bewacht, denn außerhalb derselben mussten selbst die Wachen so weit von den Türen entfernt stehen, dass sie nicht einmal einen Laut vernehmen konnten. Die Waffenhalle, hoch gelegen auf der hohen Veste, überragte mit ihren Fenstern, aus buntem Glas gar künstlich zusammengesetzt, alle umliegenden Höhen, und nicht einmal der Sonnenschein fand ungehindert Eintritt durch dieselben, um wie viel weniger noch der Blick eines menschlichen Auges. Die an den Wänden umher aufgehängten Rüstungen und Waffen deuteten auf das Alter des Stammes, welchem der Ritter entsprossen war. Die Jahreszahl über dem letzten Waffenstein, aus Helm, Panzer, Schwert und Kolben bestehend, zierte noch das Johanniterkreuz. Eine Anschrift in gewöhnlichem Mönchlatein besagte, dass der Stamm Blancas hier erlöschen würde.

Die beiden Männer, welche hier so geheim zu verhandeln hatten, nahmen aber weder die Waffenstücke noch die bunten Schildereien in den hohen Bogenfenstern zur Kenntnis, denn ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit, wie derjenige, der sie hier zusammenführte, ließ sie alles um sich her vergessen. Sie saßen einander gegenüber; ein kleiner Tisch war zwischen ihnen. Nichts war auf dem Tisch zu sehen, außer einigen nicht beschriebenen Pergamentblättern, denn die Schreibzeuge trugen sie am Gürtel. In ihrem Äußeren waren die beiden Männer sehr verschieden. In dem kleinen hässlichen Dominikaner erkannte man Wilhelm von Paris, der andere aber in schwarzen Samt gekleidet mit dem Ehrenkettlein um den Hals, das Kreuz des heiligen Ludwigs auf der Brust tragend, mit dem schlicht nach hinten gekämmten Haupthaar, mit dem schwarzen spanischen Bart, der das blasse Gesicht noch blässer machte, und einem Schwert an der Seite, dessen Knauf das königliche Siegel zierte, war Guillaume de Nogaret, König Philipps des Schönen Kanzler.

Wenn auch der Beichtvater des Königs dessen geheimste Herzensregungen kannte, so musste er doch, in Rücksicht auf Staatsangelegenheiten und der darauf Bezug habenden Absichten des Königs gegen den Kanzler zurückstehen. Dass diese beiden aber sich in ihren Meinnugen begegneten, erhellte schon aus dem, dem Anschein nach zufälligen Zusammentreffen auf Roucy, aus ihrem geheimen Verhandeln daselbst, welches sogar dem König verborgen bleiben musste.

Der Kanzler schien ungeduldig zu werden, denn bis jetzt hatte lediglich und allein der Dominikaner das Wort geführt, hatte ihm die Geschichte seines eigenen Hauses mit grellen Worten ohne Schonung erzählt, und war eben bis an

die schmäbliche Todesart seines Vaters gekommen, da unterbrach ihn der Kanzler schnell.

»Ihr erzählt mir Dinge, Herr Pater, die ich leider nur zu gut weiß. Wozu der vielen Worte? Kurz und gut, als meine Mutter gestorben war, nahm mein Vater das Tempelherrenkleid, wurde fälschlicherweise der Ketzerei angeklagt und verbrannt. Tod und Verderben denen, die solche Schmach meinem Stamm angehängt haben!«

»Still, still, Herr Kanzler! Nicht gar so laut. Ahnt Ihr dennoch nicht, warum ich Euch auf so geheimnisvolle Weise hierher beschieden habe? Ich ließ Euch zwar merken, dass Euer Rachewerk sich erfüllen würde, und ich sage Euch, es wird sich erfüllen. Doch gibt es zwei Punkte, welche wir hier erledigen müssen. Ist das geschehen, dann schreiten wir zum Werk, welches ich längst vorbereitet habe.«

»Ich möchte doch wissen«, warf der Kanzler ein, »welche Punkte wir in Paris nicht hätten verhandeln können?«

»In Paris! Es ist doch zum Lachen. Gesetzt, Ihr hättet im Louvre mit irgendeinem anderen als mit mir etwas Geheimen abzumachen, meint Ihr etwa, ich würde es Euch nicht aus dem Gesicht lesen? Und ebenso würde es uns beiden ergehen. Man würde uns die geheimszen Gedanken aus den Augen erspähen. Ich will Euch nur den König zum Exempel anführen: Ein wachsamer Fürst ist stets misstrauisch, und wehe uns, wenn wir Philipps Misstrauen rege gemacht haben.«

»Doch sagt mir, Pater, wird dem König nicht Kunde werden von unserem Zusammentreffen auf Roucy?«

»Eher würden die Teufel die Engel imHimmel belauschen, als nur der tausendste Teil von eines Atems Schwere von unserem Beisammensein an sein Ohr gelangt. Und dann

muss ich Euch auch sagen, Herr Kanzler, der erste Punkt betrifft den König selbst; und um so weniger durfte ich in Paris davon mit Euch reden.«

»So lasst hören, Herr Pater.«

»Ihr wisst«, räusperte sich dieser, »dass ich sozusagen an der Spitze der Geistlichkeit in Frankreich stehe. erinnert Euch wohl noch lebhaft jenes feindlichen Gegenübertretens der Tempelherren, als Bonifatius mit König Philipp in Zwiespalt geraten war. Frankreichs Klerus hielt zum König; die Tempelherren zum Papst. Wer nicht ist mit mir, der ist wider mich. Das ist ein alter Satz, Herr Kanzler, und keinen anderen kenne ich, der so wahr sei. Bedenkt nun selbst den übermütigen Stolz dieses Ritterordens, da er sich Gerechtsame von den Päpsten zu erschleichen wusste, welche ihn von der Observanz und dem reumütigen Gehorsam gegen Erzbischöfe und Bischöfe in aller Herren Landen freisprechen. Wird ein Tempelherr Absolution von irgendeinem Priester nehmen, da ein Bruder sie dem anderen erteilen kann? Werden wir auch nur das Geringste von den Absichten des Ordens erfahren, da selbst die Beichte das Siegel nicht von seinen Geheimnissen lösen darf? Größer und größer, mächtiger und immer mächtiger reckt er den stolzen Nacken über uns alle hinaus. Schon zählt er einen Dauphin zu den seinen. Es könnte sogar so weit kommen, dass Philipp noch den weißen Mantel mit rotem Kreuz trüge. Ihr lächelt? Ihr lächelt, als wolltet Ihr sagen: Das weiß ich besser. Das weiß ich auch, Herr Kanzler, aber bedenkt Philipps Ehrgeiz, ich glaube gewiss, er würde lieber Großmeister des Ordens sein, als einen Großmeister des Ordens neben sich haben.«

»Nein, nein, Herr Pater, ich kenne den König darin genau. Er ist dem Orden nicht hold, und Euch mag ich das wohl an-

vertrauen. Er würde die Hälfte seines Reiches entbehren, wenn es keine Tempelherren gäbe ...«

»Das ist es ja eben, Herr Kanzler, was ich meine«, ergriff Wilhelm von Paris das Wort. »Es soll keine Tempelherren geben - es muss und darf keine geben. Das ist das große Werk, was ich mit Gottes Hilfe, zu der Kirche und der ganzen Christenheit Heil, und zu Eurem Herzensgenügen zu vollbringen gedenke.«

»Wie Ihr nur scherzt, Herr Pater. Einen Oren wollt Ihr wankend machen, der vom Morgen- bis zum Abendland reicht? Der von Jerusalem sich bis dahin ausgebreitet, wo Nacht und Tag das Jahr in zwei gleiche Hälften teilen? Der mit seinen Großtaten sich fest in den Herzen der Völker eingnistet hat? Den der Sarazene als Feind, der Christ als seinen Verteidiger ehrt? Dessen Reichtümer so ungeheuer sind, dass alle königlichen Schatzkammern das nicht unternehmen können, was er kann? Nein, Herr Pater, wenn ich den Orden auch hasse, so mag ich mich doch nicht in ein Unternehmen einlassen, dessen Misslingen mich dem Hohnlachen der Mit- und Nachwelt preisgeben würde.«

Guillaume de Nogaret schwieg eine Weile, doch spähte er lauernd in des Kanzlers Augen und fragte dann: »Wenn ich es nun allein unternehme, Herr Kanzler, wollt Ihr treulich helfen? Euer Name soll verschwiegen bleiben, bis die Gefahr vorüber ist. Nur den Ruhm sollt Ihr ernten, sollt ihn mit mir teilen, und mit Verehrung wird man unsere Namen in Frankreichs Geschichten verzeichnet finden.«

Der Kanzler wusste nicht recht, was er darauf erwidern sollte. Als der Pater ihn in Zweifel sah, da erfasste er ihn an jeder Faser seines Herzens. Zumal fachte er seine Rache an, den beleidigten Stolz, den ungemessenen Ehrgeiz, sodass

der Kanzler endlich seine tätige Beihilfe nicht mehr versagen mochte. Als der Pater so weit vorgerückt war, da erst eröffnete er dem Kanzler, dass der König die Gelegenheit jetzt benutzen müsse, indem noch kein Papst wieder erwählt worden sei. Doch unbewusst solle der König nur in der beiden Absicht und Willen verfahren. Der erste Punkt sei also, den König seiner unumschränkten Macht zu entkleiden, der zweite, die Wahl der im Konklave zu Perugia versammelten Kardinäle auf einen Mann zu leiten, der nach des Königs Willen als Papst verführe. Guillaume de Nogaret würde des Königs Willen dann bestimmen. Selbst der Kanzler erstaunte an diesem ungeheuren Vorhaben. Aber die Suada des rededfähigen Paters führte ihn so weit in die Beihilfe der Absichten jenes Geistlichen ein, dass er sich, wenn er nicht gerade Kanzler von Frankreich war, als willenloses Werkzeug hätte sehen müssen. Ohne auch nur im Geringsten Veranlassung gegeben zu haben, hatte sich der Pater entfernt. Guillaume de Nogaret fand sich allein in der Waffenhalle, und wie er noch über das plötzliche Verschwinden des Paters nachdachte, brachte man Matthias, den Prior von Montfaucon vor ihn, dessen Begleiter sich ohne Rede und Antwort schnurstracks wieder entfernten.

»Was wollt Ihr von mir, Herr Kanzler«, redete ihn Matthias an. »Ihr habt mich vor Euch fordern lassen, und man sagte mir, dass von dieser Unterredung Tod und Leben abhinge. Bleibt mir noch eine Hoffnung auf Leben übrig, so möget Ihr sicher darauf rechnen, dass ich zu allem erbötig sei, was Ihr auch von mir heischen möget.«

»Wohl, wohl, Matthias«, versetzte der Kanzler darauf, indem er sich des Papstes letzter Worte erinnerte. »Du wirst mir Rede und Antwort stehen. Sag an, kanntest du meinen

Vater?«

»Wir waren Freunde, nicht Bessere gab es auf dem Erdenrund.«

»Und das Urteil, welches der Orden an ihm vollziehen ließ ...?«

»War so ungerecht, dass selbst die Sonne sich scheute, seine Vollstreckung zu bescheinen.«

»Den Orden aber, Matthias, könnte man deswegen anklagen ...?«

»Nicht doch, Herr Kanzler. Warum wollt Ihr den Orden verklagen? Bei wem wollt Ihr ihn verklagen? Etwa bei irgendeinem Papst, dem alleinigen wohlbestallten Richter? Herr Kanzler, das wäre vergebene Mühe. Anklagen müsst Ihr den Orden, bei der ganzen Christenheit anklagen. Hätte es Euer Herr Vater so gemacht wie ich, er wäre nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben und könnte nun selbst Zeugnis geben gegen die Verderbnis des Ordens.«

»So, Matthias? Meinst du, dass triftige Gründe vorhanden wären, diesen hochberühmten, mächtigen Orden auf Sein und Nichtsein anzuklagen?«

»Das ist nicht gar so schwer, wie Ihr denkt. Aber die Anklage darf nicht von mir herrühren. Man würde sagen, ich hätte sie aus Rache erhoben, weil der Orden mich bestraft ...«

In diesem Augenblick trat der Pater wieder herein, und der Kanzler zürnte ihm entgegen: »Herr Pater, Ihr solltet doch wissen, dass diesem da, ob der Ketzerei Verdammten, sich kein geweihter Priester nähern darf!«

Matthias schlug die Augen nieder. Er hatte den Ritter belogen.

»Tut nichts, Herr Kanzler«, entgegnete der Pater mit sei-

nem gewöhnlichen Gleichmut. »Hier bin ich ein anderer als in Paris und wahrlich nicht hierher gekommen, eines verdammten Ketzers Beichte zu hören und ihm Absolution zu erteilen. Ich stehe nur hier als Vermittler, die ganze Christenheit auf der einen Seite, die Tempelherren auf der anderen. Ich will mein zeitliches, selbst mein ewiges Heil daran setzen, dass die Christenheit siegreich daraus hervorgehe aus dem ungleichen Kampf ...«

»Wollt Ihr in Rätseln sprechen, Herr Pater, so ist hier nicht der Platz dazu.«

»Das will ich auch nicht, Herr Kanzler, aber das Anschauen des Triumphes, welchen wir feiern werden, droht meine Sinne zu verwirren. Alles vereinigt sich, den holprigen Weg zu glätten, und siegend wird des Erlösers Kreuz das achteckig Nachgeformte überstrahlen! Geh hin, Matthias«, wandte er sich zu dem Prior. »Geh hin, du verketzertes Templer. Beichte! Denn deine Todesstunde ist nahe. Beichte, sage ich dir, wie die Kirche einem Ketzler erlaubt zu beichten. Hörst du Matthias, du sollst beichten! In Gottes Namen beichten. Das Himmelreich ist schwer zu erringen, mein Sohn; drum beichte, was du weißt.«

Der Pater hatte das eine Wort »beichten« so oft und mit so ganz verschiedener Betonung wiederholt, dass es dem Kanzler wohl auffallen musste. Noch mehr aber verwunderte er sich über des Paters hämisches und spitzfindiges Gesicht, über die rasche Bewegung seiner rechten Hand, mit welcher er dem Prior bedeutete, die Waffenhalle zu verlassen. Der leistete auch so schleunig Folge, dass alles wie abgekartet aussah. Der Kanzler konnte seine Empfindlichkeit darüber nicht verbergen und gab dieselbe in nicht sonderlich gewählten Worten zu erkennen. Der Pater setzte ihm je-

nen Gleichmut entgegen, der am ehesten ein geistiges Übergewicht bekundet, überhörte den größten Teil von de Nogarets beleidigenden Ausdrücken, nahm wieder am Tisch seinen Platz ein, da des Ritters Erscheinen dem Kanzler Schweigen auferlegte.

»Zu Eurem Befehl, hochwürdiger Herr, uud zu dem Euren, Herr Kanzler.«

»Ich spreche nur im Namen des Königs«, lautete die bescheidene Antwort des Paters, aber seine Miene strafte sie Lügen.

»Und was befiehlt mir mein König durch Euch?«

»Was Ihr voraussehen konntet.«

Der Pater suchte wieder in dem breiten Ärmel seines Gewandes, brachte endlich ein Pergament zutage, welches mit des Königs Unterschrift und Siegel versehen war.

»Hier das Todesurteil«, sprach er gelassen, »über den Prior von Montfaucon, den Noffo Dei und den Bürger Florian von Bezier. Mich jammert nur, dass Ihr des Königs Willen nicht in allen Stücken ausführen könnt, da der Florentiner nicht in unseren Händen ist. Den beiden anderen möget Ihr das Urteil eröffnen, mit dem Vollzug desselben jedoch säumen, bis wir des Florentiners wieder habhaft geworden sind. Das nehme ich auf mich, Herr Ritter. Ich liefere Euch den Mann. Wir wollen doch sehen, ob des Königs Arm nicht in diese Forste reicht und eine erbärmliche Köhlerrotte seinen weisen Beschießungen in den Weg treten darf!«

Mit geziemender Ehrfurcht nahm der Ritter das Todesurteil aus des Paters Hand. Der Kanzler sah verdrießlich vor sich hin, denn er sah wohl ein, dass er hier ziemlich überflüssig war. Aber konnte er zurück? Durfte er? Und was hätte ihn gegen die Rache des Priesters schützen können, wenn

er plötzlich sich von der drückenden Fessel des Unterjochten frei gemacht hätte? Musste er als erfahrener Mann nicht aus dem ganzen Hergang schließen, dass der Pater etwa gar in des Königs ausdrücklichem Auftrag handelte? Guillaume de Nogaret war Staatsmann. Der Gegenstand war eher für einen Glaubensinquisitor, für Wilhelm von Paris, und um so weniger konnte der Kanzler auf irgendetwas fußen, welches seinem Benehmen eine bestimmtere Richtung gegeben hätte. Sein persönlicher Hass, den er um den schmachvollen Tod seines Vaters gegen den Orden hegte, tat das Übrige: Der Kanzler zog zufriedener von Roucy ab, als er selbst geahnt hatte. Er kannte ja die Geistlichkeit in Frankreich, wusste, wie treu sie es mit ihrem König hielt, und hatte den Blick so tief in die Staatswirtschaft geworfen, dass er einsehen gelernt hatte, der König und der Klerus, um des einen und des anderen Vorteils willen, müssten Hand in Hand gehen. Der Würde sowohl des einen als auch des anderen standen die Tempelherren im Wege.

Mit seinen wenigen Begleitern war der Kanzler also wieder davon gezogen. Wilhelm von Paris hatte aber noch anderes zu beschaffen. Kaum hatte de Nogaretos Ross die Brücke hinter sich gelassen, so stand der Ordensbruder des Paters, der Burggeistliche, vor demselben. Mit der schmeichelfaften Aussicht auf Stand und Würden, auch mit dem Befehl, den seine höhere Stellung ihm verlieh, wusste Wilhelm von Paris seinen Ordensbruder zu einem gefährlichen Unternehmen zu bewegen. Der Geistliche legte das Versprechen in seine Hände ab.

Sechstes Kapitel

Florian, der Waffenschmied von Beziars, vergoss bittere Tränen, während sein Unglücksgefährte, der Prior von Montfaucon, finsternen Groll im Gesicht, auf und nieder schritt.

Der Ritter hatte sich eben wieder entfernt, nachdem er den beiden des Königs Urteil eröffnet hatte. Schon einmal hatten sie Todesangst kennengelernt. Es war grausam, sie derselben zum zweiten Mal aufzusparen.

Schon hatte Florian sich der süßen Hoffnung wieder hingegen, seine Margot noch einmal wiederzusehen, vielleicht auch Balthasar, um über des Töchterleins zeitliches Glück irgendeine Gewissheit mit in den Tod zu nehmen.

Ja, die Verzögerung der Sterbestunde hatte ihm Möglichkeiten vorgespiegelt, welche sogar die Hoffnung auf des Königs Gnade, die Hoffnung auf Leben erwachen ließen. Und jetzt, so nahe bei Beziars, so nahe seinen Lieben, sollte er den bitteren Tod empfangen, nicht einmal durch Priesters Mund des letzten Trostes eines Christen teilhaftig werden. Florian war in Verzweiflung. Sein Herz wäre gebrochen, wenn sich nicht auch die Träne gegen den Unglücklichen verschworen hätte. Wider seinen Willen drängte sie sich hervor und erleichterte das gramgefüllte Herz.

Er saß tiefgebeugten Hauptes, die krampfhaft gefalteten Hände zwischen die Knie ausgestreckt, sein Bart war von Tränen durchnässt, deren scharfe Bitterkeit seine Augen gerötet hatten.

Zur Seite hin, versteckt unter den buschigen Augenbrauen, beobachtete ihn Matthias lange Zeit, dann blieb er mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehen und fragte mit einer Stimme, die dem dumpfen Geroll des Donners nicht unähnlich war.

»Warum weinst du, Unglücksbruder? Warum seufzt du? Werden deine Tränen, deine Seufzer, dich vom Tod retten? Vergälte dir doch nicht selbst die letzten Lebensstunden. Genieße noch, was dir geboten wird, und denke, der Tod sei doch nur ein Sprung, ein Sprung von dieser Welt in die andere. Hast ja schon in Paris mit mir die Schinderei angesehen, und weintest nicht. Grämt dich etwa, dass dir nicht vergönnt ist, vor den Augen des versammelten Volkes die beneidenswerte Luftreise anzustellen? Ich muss dich wohl trösten, Florian. Ich sage dir, das Ding ist leicht, du baumelst, zappelst ein wenig und bist drüben.«

»Ach, Matthias!«, heulte Florian, »mich schreckt nicht der Tod, mich schreckt nur das Drüben. Habe stets einen christlichen Wandel geführt, meinte, das Sterdestündlein werde mir unter Gebeten und heiligen Liedern nahen, den Unflat meiner menschlichen Sünden hier auf Erden zurückzulassen, ein seliger Geist vor der Gebenedeiten, dem Menschensohn und allen Heiligen zu erscheinen, in jenen Räumen willkommen sein, wo der Heilige Geist die Himmlischen mit immerwährender Freude erlabt. Und jetzt, Matthias, muss ich hinfahren in meiner Sünden Last, ewige Verdammnis wird dem Unheiligen zuteil.«

»Da hast du recht, Florian, das ist eine trübe Aussicht. Ich habe in meinem Leben noch nicht gezittert, aber wenn ich so an den Belzebub denke, wie er da sitzt in dem gelben und blauen Flammenmeer, mit der Krone von glühendem Gold auf dem gehörnten Haupt, die nervite Faust mit güldenen Krallen, gefüllt mit giftigen Drachen, und Miriaden kleiner Teufel in den sonderbarsten Gestalten, in den ekelhaftesten, stets sich mehrend aus den Flammen sprühend - höre, Florian, da wird auch mir ganz sonderbar zumute.«

»O Pein«, wimmerte jener. »Wohin soll ich fliehen vor dieser grässlichen, dieser ewigen Strafe?«

»Ergib dich darein, Florian. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Ich wüsste freilich ein Mittel, welches uns beiden gleich heilsam wäre. Aber leider habe ich es selbst verscherzt!«

»Und welches wäre das?«

»Was schaust du mich so groß an, Florian? Ich sage dir ja, dass ich das Mittel selbst verscherzt habe. Doch, damit du siehst, wie ich treu bei dir aushalten will bis in den Tod, so will ich dir das Mittel wenigstens sagen. Du kannst das freilich nicht wissen, denn du warst ein ehrsammer Bürgersmann, dein Pfaffe war dein Gott, und während du Klingen schmiedetest, gegen die Ungläubigen zu brauchen, kümmerdest du dich wohl wenig um Pfaffenregeln.«

»Da hast du recht, Matthias. Dergleichen hat mich niemals angerührt. Aber sag mir doch, was du meinst!«

»Sieh, Florian, ich war Tempelherr, habe manchem Sarazenen das Lebenslicht ausgeblasen. Du kannst leicht denken, dass ich im Gelobten Land nicht müßig gewesen bin. In dem kriegerischen Treiben dort ereignet sich nicht selten, dass zwei Waffenbrüder, allein und abgeschnitten, gegen die Übermacht ihr Heil versuchen müssen. Ist nun der eine auf den Tod verwundet, so mag er dem anderen beichten, und der soll ihm die Absolution erteilen. So lautet die Regel.«

»Ha, Matthias, mir fliegt neue Hoffnung durch die Seelen.«

»Ich weiß schon, was du sagen wirst. Aber drücke diese Hoffnung nieder, sie wäre doch nur eine getäuschte. Du meinst, Du könntest mir beichten? Armer Florian, du dauerst mich, denn ich darf dich nicht absolvieren - man hat mich ausgestoßen aus der Gemeinschaft mit Christen.«

»Alle guten Geister!«, bekreuzigte sich der Waffenschmied.
»Du wärest?«

»Der Bannfluch ist über mich ausgesprochen worden«, drang es hohl aus des Priors Brust herauf. »Man hat mich fälschlich der Ketzerei bezichtigt, und wenn auch unschuldig, so liege ich doch unter dem Bann.«

Während Matthias dieses sprach, hatte sich der Waffenschmied langsam von seinem Sitz erhoben, und unmerklich, gleich wie vor einem giftigen Ungeheuer, sich in den hintersten Winkel des Gefängnisses zurückgezogen.

»Du fliehst vor mir, Florian?«, fragte der Prior mit Schmerz in Blick und Stimme. »Auch du meidest mich? So verlässt mich denn auch der mit mir Verdammte?«

»Bleib fern von mir!«, reckte Florian die Hände gegen ihn aus. »Ich bin nicht verdammt wie du und hoffe zu dem Herrn der Heerscharen, dass er die Reue des Sünders und die schwere Stunde des Sterbens in der Schale der Gerechtigkeit wägen wird. Auf Erlösung von den Höllenqualen, wenn auch nach siebzigtausend Jahren erst, darf der gläubige Christ hoffen, wenn er nicht schon hier auf Erden der christlichen Gemeinde unwert befunden worden ist.«

Eine tiefe Pause, schrecklich, wie sie unter solchen Umständen nur sein kann, trat ein. Nur des Priors Zähneknirschen unterbrach die Stille. Seine Augen rollten wild, die Verzweiflung war an ihm.

»Wohlan denn«, rief er so laut, dass Florian erschrocken noch weiter zurückgewichen wäre, wenn er gekonnt hätte. »Ist mir der Himmel auf ewig verschlossen, so will ich ein würdiger Sohn der Hölle sein!«

»Lästere dich nicht in den tiefsten Abgrund.«

»Was kümmert es mich, wohin die Seele fährt. Nicht eige-

ner Wille hat sie dem Feuerpfuhl preisgegeben. Verlockt hat man mich, verraten, betrogen, dass ich an meinem Gott zum Verräter werden musste! Umwindet mich, ihr Nattern, zerfleischt mit höllischem Zahn mein Herz! Herauf, du giftgeschwollener Drache! Hauche mich an, dass mich der Dunst aus deinem Schlund betäube! Bereitet euch vor, ihr Teufel, die in der Hölle selbst als Henker gelten! Empfangt mich, den elendsten der Sterblichen! Ich will euch verfallen sein! Aber dir da droben und allen Heiligen, bis in die Ewigkeit hinein will ich noch flu...«

»Halt ein!«, schrie Florian entsetzt. »Nicht vor meinen Ohren drücke aus das sündige Wort - ich darf's nicht hören, wenn ich deiner Schuld nicht teilhaft werden will.«

Da ging mit dem Prior eine auffallende Veränderung vor. Schien es doch dem Florian, als wäre sein Unglücksbruder ein plötzlich von Gott Erleuchteter, denn seine Brust dehnte sich so weit aus, dass er mit beiden Händen sie zurückdrängen musste. Nach oben war sein Blick gerichtet, und aus des Herzens Tiefe stiegen die Worte herauf: »Herr im Himmel, ich danke dir! Flammend leuchtet es auf in meiner finsternen Nacht. Du zeigst mir den Weg zum Heil.«

Und langsam kniete der Prior nieder, neigte tief das Haupt, er berührte mit der Stirn den kalten Stein.

Florian wollte ihn im Gebet nicht stören, wartete daher geduldig und im heiligen Mitempfinden, bis Matthias das Haupt wieder erhob.

»Freue dich, Florian«, sprach er, wie in Verzückung, »freue dich, du gläubige Seele, dass ich den Weg gefunden habe, der uns beiden heilsam ist. Auch du wirst gereinigt vor den Richterstuhl da droben hintreten.«

»Wär's möglich?«

»Ja, es ist, Florian. Höre, was mir Gott ins Herz gegeben hat. Du bist rein, bist mir in diesem Augenblick wahrhaft ein Priester: Ich werde dir jede Sünde, deren mein Gewissen mich bezichtigt, enthüllen. Ein aufrichtiges Bekenntnis meiner Schuld lege ich in deine Hände. Du kündigst mir des Himmels Vergebung an, und durch dich gereinigt, stehe ich dann ein Priester zwischen dir und deinem Gott.«

So spitzfindig nun auch die Art und Weise war, sich in den Himmel zu stehlen, so konnte der Waffenschmied doch den Beifall nicht versagen.

Es war ja die letzte Möglichkeit, versöhnt aus dieser Welt zu gehen, und Männer von höherem Geist als dieser Waffenschmied huldigen der Form. Ehe die beiden aber zur Beichte schritten, überzeugte Matthias seinen Mitgefangenen, dass er ihn zuvorzuerst von jenen Dingen unterrichten müsse, welche so großen Einfluss auf sein sündiges Leben gehabt haben. Die beiden setzten sich daher ruhig zusammen nieder. Matthias besann sich eine Weile, etwa wie einer, der aus dem Gewirr von Begebenheiten den Anfang nicht herausfinden kann, bis er endlich und entschlossen anhub: »Höre, Florian, nur die Umstände, die gemeinschaftliche Sterbestunde, konnten mich zu der Enthüllung des größten Geheimnisses bringen. Du bist so alt geworden. Hast du aber wohl jemals gehört, dass ein Tempelherr auch nur ein einziges Wort über die Geheimnisse seines Ordens laut werden ließ?«

»Nein, Matthias. So wie ich gehört habe, soll es aber Geheimnisse geben in dem Orden, und mit dem Tod wird der bestraft, welcher von diesen Geheimnissen mit einem anderen als mit seinem Bruder spricht.«

»So ist es, Florian. Mich können sie nicht mehr am Leben

strafen, denn mehr als eins habe ich nicht, und das nimmt mir der König. Ich hatte mein fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, war eben nicht reich, hatte aber von meinem Vater ein Besitztum geerbt, welches mir jährlich hundertundvierzig Livre brachte. Ich konnte daher meinem Stand gemäß recht gut davon leben. Aber ich hatte noch keine Waffentat ausgeführt und wollte doch auch darin meinem Hause Ehre machen. Zu jener Zeit schlugen die Tempelherren unter ihrem Großmeister Guillaume de Sonnac. Auch zu meinem Ohr drang die Mär von ihren Großtaten. Ich beschloss, in den Orden zu treten, meldete mich bei einem der ältesten Ritter, und die Sache ging vor sich. Niemand konnte etwas Nachtheiliges auf mich sagen, und ich legte die vier Gelübde ab. Die kennst du ja, Florian; es kennt sie jeder. Aber nun merke auf. Es war eine Falle, da man mir die Worte eingeprägt hatte, welche ich im Kapitel demjenigen sagen musste, der das Kapitel zusammenberufen hatte. Die Worte lauten also: ›Herr, ich bin gekommen vor Gott, vor Euch und den Brüdern, und bitte und ersuche Euch, um Gottes und unserer lieben Frauen willen, mich in Eure Gesellschaft und die Wohltaten des Ordens aufzunehmen, als einen, der sein Leben lang Knecht und Sklave des Ordens sein will.‹

Darauf wurde mir erwidert: ›Lieber Bruder, Ihr verlangt eine sehr große Sache, denn Ihr seht nur die äußere Schale unseres Ordens. Es ist nur die äußere Schale, wenn Ihr seht, dass wir schöne Pferde und herrliches Geschirr haben, dass wir gut essen und trinken und stattlich gekleidet sind. Aus diesem schließt Ihr, dass Euch sehr wohl bei uns sein werde. Aber Ihr kennet nicht die strengen Vorschriften, die im Inneren sind. Denn es ist eine harte Sache, dass Ihr, der Ihr Euer eigener Herr seid, Euch zum Knecht eines anderen macht.

Schwerlich werdet Ihr künftig tun können, was Ihr selbst wollt. Denn wenn Ihr im Land diesseits des Meeres sein wollt, wird man Euch jenseits schicken. Wenn Ihr in Akra sein wollt, wird man Euch senden ins Gebiet von Tripolis, von Antiochien oder nach Armenien; oder man wird Euch nach Apulien, nach Sizilien oder in die Lombardei, oder nach Frankreich, Burgund, England, oder in andere Länder schicken, wo wir Häuser und Besitzungen haben. Wenn Ihr schlafen wollt, wird man Euch befehlen zu wachen. Wenn Ihr wachen wollt, wird man Euch heißen, zu Bett zu gehen. Wenn Ihr essen wollt, wird man Euch befehlen, etwas anderes zu tun. Sowohl wir als auch Ihr könntet sehr großen Nachteil von dem leiden, was Ihr uns vielleicht verschwiegen habt. Seht aber hier die heiligen Evangelien und das heilige Wort Gottes und antwortet die Wahrheit auf die Fragen, die wir Euch tun werden, denn wenn Ihr lügt, werdet Ihr meineidig, und könntet aus dem Orden gestoßen werden, wovor Euch Gott behüte. < Sieh, Florian, auf diese Weise fingen sie mich. Ich schwor mich dem Orden mit Leib und Seele, denn ich ahnte nicht, welche Verbrechen in ihm begangen wurden.>

»Verbrechen, Matthias! Du sagst Verbrechen? So lass doch hören.<

Des Waffenschmieds Neugier war nun einmal angeregt. Es kostete dem Prior von Montfaucon keine Mühe, sie noch höher zu spannen.

Er war aufgestanden, hatte den Waffenschmied mit den Formeln bekannt gemacht, deren dieser, während der Beichte bedurfte, da er doch nun einmal das Priesteramt verwalten sollte. Andächtig entblößte Florian das alte Haupt, faltete die Hände, betete ein pater noster, und der Prior kniete

reumütig vor ihm nieder.

Nach dem gewöhnlichen Eingang, die nochmalige Versicherung, reine Wahrheit zu sagen, beichtete Matthias, dass er bei seiner Aufnahme in den Orden bekennen musste, es sei nur ein Gott, der nicht gestorben sei und auch nicht sterbe. Dass Jesus Christus nicht Gott, sondern nur ein Mensch gewesen sei, der seiner Verbrechen halber die Todesstrafe am Kreuz erlitten habe. Um dieses zu bekräftigen, habe man ihn dreimal den Heiland verleugnen lasten, dreimal habe er auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten müssen ...

Des gläubigen Christen Haar sträubte sich zu Berge, als er diese Unbill vernahm. Er floh von der Stelle, eilte weit hinweg von dem reuigen Sünder. Das Priesteramt wurde ihm doch zu schwer. Matthias aber verfolgte ihn, auf den Knien verfolgte er denjenigen, von welchem er Vergebung des Himmels hoffte, umfasste seine Knie mit der Kraft des Verzweifelnden und schrie die Worte zu ihm hinauf: »Noch mehr habe ich getan! Noch mehr als das!«

Aber der Waffenschmied verschloss seine Ohren mit beiden Händen, er wollte nichts mehr hören. Wie er zur Seite blickte, stand der Kerkermeister neben den beiden.

Siebentes Kapitel

Der Ritter wusste sich weder zu raten noch zu helfen. Die Beschreibung des Kerkermeisters, als er die beiden Gefangenen überrascht hatte, war so gräulich, dass sein Gebieter einen wie den anderen vor sich bringen ließ und jeden besonders gar scharf befragte. Florian wollte sein Gewissen nicht beschweren, indem er das Siegel der Beichte nicht verletzen

wollte. Hingegen ließ der Prior von Montfaucon Winke fallen, welche den Ritter veranlassten, mit dem Pater die Sache zu überlegen. Der Pater aber war nicht in der Veste, wohin er seine Schritte lenkte, das wusste niemand. Nur hatte er versprochen, vor Einbruch der Nacht wieder zurückzukehren. Eine Ewigkeit für den Ritter, der doch gar zu gern der Sache auf den Grund gekommen wäre. Er sann hin und her, auf welche Art er Florian vermögen konnte, des Priors Beichte zu offenbaren. Doch er selbst konnte sich mit seinem Gewissen nicht darüber verständigen, denn er war ein gottesfürchtiger Herr. Wenn es sein Pater gut hieß, dann freilich war es etwas anderes.

Wie er sich noch aber den verschiedensten Mutmaßungen dahin gab, meldete man ihm die zwei jungen Leute von Beziers. Er hatte den Wunsch des Waffenschmiedes, seine Bitte, nicht vergessen, drum erlaubte er auch, dass sie in die Veste eingelassen werden durften, aber zunächst bei ihm eintreten sollten, ehe sie das Gefängnis aufsuchten. Freilich musste es sehr hart sein, von solcher Lebensfreude zu scheiden, denn der Ritter, niemals ungetreu dem Ordensgelübde der Keuschheit, konnte doch kaum den Blick von der schönen Margot wenden. Gram und Leid vermochten nichts über diese wundersame Schönheit, vermochten nicht den Glanz des hellbraunen Auges zu töten, und wenn auch der ganze Ausdruck des herrlichen Gesichtes von jedem Leiden sprach, so trug dies doch nur dazu bei, Margot reizender zu machen. Sie war schlank, der Tugend Fülle blickte aus jeder Bewegung hervor, und so anspruchslos sie auch gekleidet war, so schien doch dieses Gewand geeignet, die Reize des Körpers zu erhöhen. Ein dunkles graues Kleid, knapp anliegend, aus dünnem Stoff umschloss die Gestalt der Jungfrau.

Spangen von blauem Stahl, aus der Werkstatt ihres Vaters, vertraten die Stelle des Gürtels, der Armbänder, und Englor unter der Krause, welche das Kleid oben begrenzte, hielt ebenfalls der blaue Stahl, in einer kühnen Biegung über den hochgewölbten Busen herab und schloss sich so dem Gürtel an. Noch mehr als alles dieses befremdete den Ritter der Kopfputz der schönen Margot, denn er bestand ebenfalls aus einer Spange, wie die anderen, welche die gleichmäßig geordneten glänzenden braunen Locken umschloss und die nun schleierartig den weißen Hals und den Nacken umgaben.

Balthasar war ein hübscher Geselle; ein kühnes Gesicht, männlich schöne Züge, kräftig, wie es sich zu seinem Geschäft wohl passte. Es war nicht zu leugnen, die beiden schienen füreinander geschaffen. Aber wer möchte dem Ritter verdenken, dass sein Blick ungleich länger auf Margot weilte als auf Balthasar? Ja, als nun das Mädchen seine Hand ergriff, den schönen Mund auf dieselbe drücken wollte - das konnte doch der Ritter nicht dulden, und wenn er auch nicht das Ordengelübde der Keuschheit abgelegt hätte. Darum zog er seine Hand zurück und sagte, ohne selbst zu wissen, warum: »Keinen Dank, Margot, keinen Dank. Aber wie kam das, Margot, ich bin nun schon so oft in deines Vaters Haus gewesen und habe dich niemals gesehen? Wo stecktest du denn immer«?

»Edler Herr«, versetzte das Mädchen mit einer Würde, die den Ritter noch mehr überraschte, »es ziemt sich nicht für eines ehrsamem Bürgers und Meisters sittsame Tochter, sich fremder Männer Blicken preiszugeben.«

»Nehmt es nur nicht übel«, fiel Balthasar ein, »die Margot spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist.«

»Nein, Balthasar, ich nehme das nicht übel. Sie sagt, was sie meint, und das ist besser, als wenn sie sagte, was sie nicht meint. Höre, Balthasar, du wirst ein glücklicher Mann. Ich kenne deine Margot zwar nicht, aber ich glaube, sie wird eine gute Hausfrau.«

»Ja, edler Herr«, erwiderte Balthasar, die Schultern zuckend, »da könnt Ihr wohl recht haben ... und Ihr habt gewiss recht; aber ...«

»Was für ein Aber? Was willst du mit diesem Aber sagen?«

»Die Margot ist jetzt gar zu arm, edler Herr. Die königlichen Kommissarien sind bei uns gewesen und haben alles genommen, was sie fanden. Ich will nichts sagen, aber der König müsste doch bedenken, dass ich meine Margot ohne Geld nicht heiraten kann.«

»Ei, ei, ei, Balthasar!«, versetzte der Ritter vorwurfsvollen Tones. »Deine Liebe scheint mir nicht musterhaft. Bist du nicht gesund? Verstehst du deine Kunst nicht? Kannst du nicht dir und Margot das Brot erwerben? Und du wolltest um ein elendes Stück Geld das Mädchen lassen? Pfui, Balthasar, schäme dich! Ich halte dich schier des Glückes unwert, Margot als Weib zu besitzen. Und was sagst du dazu, Margot? So sprich doch!«

»Herr«, versetzte sie, »da solch Unheil über mich hereingebrochen ist, so muss ich wohl schweigen und in Geduld mich ergeben.«

»Nein, nein! Das sollst du nicht, Margot! Deines Vaters Sünde ist nicht die deine, und - doch davon muss ich schweigen.«

In diesem Augenblick ertönte das Horn des Burgwarts. Dem Ritter wurde gemeldet, dass ein Tempelherr zu Ross mit seinem üblichen Gefolge vor der Brücke hielte. Er müss-

te mehr als ein gewöhnlicher Ritter sein, meinte der Knappe, denn zwei andere Tempelherren hielten ihm zur Seite, neun andere in braunen Mänteln hinter den dreien, und auch Maultiere, welche das Gepäck trügen, wären von der Mauer aus zu unterscheiden.

In aller Eile, um den Anforderungen der Gastfreundschaft zu genügen, befahl der Ritter, dass man so ehrenwerten Gästen schleunigst die Veste öffne, und eilte selbst hinaus, sie zu empfangen.

Margot und Balthasar hatte er vergessen. Sie wagten aber nicht, die eingenommenen Plätze zu verlassen und standen noch immer fest auf denselben, als schon der Ritter den einen Tempelherrn hereinführte. Er war ein kräftig schöner Rittersmann. Langes, blondes Haar ringelte sich unter dem Helm hervor, sodass es den Ringkragen bedeckte, und unter dem aufgeschlagenen Visier desselben leuchteten große feurige blaue Augen. Obwohl zwar von dem Gesicht dieser Heldengestalt nur wenig zu sehen war - denn der untere Teil des Visiers ragte beinahe über den Mund - so war doch mit Gewissheit anzunehmen, dass die unteren Teile des Gesichtes ebenso schön wie die oberen wären. Der Ritter musste scharf sein Ross angespornt haben, denn die Schnur des weißen Mantels hatte sich bis zur linken Achsel hingedreht, und man konnte darum die mit großer Kunst gearbeitete Rüstung um so leichter erkennen. Sie war von blauem glänzenden Stahl mit Gold ausgelegt, auf dem Brustharnisch das große Kreuz von Gold zu schauen. Über die ganze Rüstung fiel das feine Netz eines Panzerhemdes herunter, welches beinahe ebenso weit reichte wie das weiße Unterkleid des Tempelherrn. Das lange Schwert, der Dolch, der klingende Schritt und das Rasseln des Harnisches bei jeder Bewegung

erhoben das trotzig kühne Wesen des schönen Mannes. Auf die Mahnung des Ritters von Blancas schickte sich der Tempelherr an, den Helm abzulegen. Wie er noch an den Bändern desselben nestelte, der Ritter ihm behilflich sein wollte, traten schon seine zwei Begleiter herein, begrüßten den Hausherrn nach Ritterart, doch eine besondere Erscheinung machte sie stutzend. Zur Seite, wenig nach hinten von dem Tempelherrn, standen Margot und Balthasar. Margot hatte mit beiden Händen dessen Arm gefasst, und mit weit vorgebeugtem Oberkörper schien sie den Augenblick sehnlichst zu erwarten, da das Haupt des Ritters des Helmes ledig wäre.

»Lieber Bruder Komtur«, sprach der eine von den beiden Eintretenen, »in welcher Gesellschaft finden wir Euch?«

Er wies auf Margot. Da erst wurde Ritter von Blancas seiner Unachtsamkeit inne und befahl den beiden hinauszugehen. Er würde irgendeinem schon die Weisung geben, dass sie den Vater sehen könnten.

»Wir werden Euch nicht lange zur Last fallen, Herr Ritter«, nahm der Komtur das Wort, als er den Helm zur Seite gelegt hatte, und die beiden Brüder seinem Beispiel gefolgt waren.

»Wir begehren nur von Euch Brot und Wasser zur Leibeshilfsnotdurft für uns und die dienenden Brüder.«

»Wohl, Herr Ritter, das soll Euch werden. Doch sitzt nieder. Ich werde alles nach besten Kräften besorgen, und um so freudiger, da seit langer Zeit ein so ehrenwerter Gast wie Ihr und Eure Herren Brüder nicht bei mir angesprochen haben.«

Der Ritter rückte ihnen selbst die Sessel, ließ sie allein, damit auch alles von ihm angeordnet würde und er so bei diesen Gästen Ehre einlegte. Da wurde es plötzlich lebendig in

dieser Halle, Knappen beeilten sich, Speise und Trank herbeizubringen, und zwar in solchem Überfluss, dass wohl fünfzig Menschen daran zur Genüge hatten. Absonderlich große Krüge zierten den Tisch - denn nicht allein das Sprichwort Er trinkt wie ein Tempelherr ließ den Ritter diese Krüge herbeibefehlen, sondern auch noch der eigene Umstand, dass die Ritter Deutsche waren. Während man hier bei leckeren Speisen und gutem Wein sich näher verständigte, wurden Margot und Balthasar zu Florian und Matthias geführt. Lange hielt der Waffenschmied das herzliche Töchterlein in seinen Armen, ehe er eines Wortes mächtig wurde. Nur in Tränen konnte er sein ganzes Gefühl aussprechen.

Margot versuchte ihn aufzurichten, hütete sich wohl, dass es auch nur feucht über ihr Auge zöge, und sprach, als der Alte sie aus seinen Armen gelassen hatte: »Ei, ei, mein Vater! Sagtet Ihr nicht immer, ein wahrer Christ dürfte niemals verzweifeln?«

»Das sagte ich, meine Tochter. Auch bin ich nicht in Verzweiflung, es scheint dir nur so, weil mich der Schmerz und die Freude des Wiedersehnes übermannten. Gib mir deine Hand, Margot - du, die deine, Balthasar - um euch beide habe ich das getan, um was man mich am Leben strafen will. Meine Torheit ist mir klar geworden. Der dritte Teil von meinem Gold hätte auch hingereicht für dich und Balthasar.¹ Nun ist es noch ärger gekommen. Man wird mir nun alles mit Gewalt nehmen, weil ich einen Teil davon nicht gutwillig hergab. Oder sollte der König sich mit meinem Leben begnügen?«

¹ Philipp der Schöne setzte den Münzwert auf $33\frac{1}{3}$ pro C. herunter, so dass ein Heller vom heiligen Ludwig drei Heller Wert in sich hatte.

»Nein Meister«, versetzte Balthasar, »der König begnügt sich nicht mit Eurem Leben. Sie sind schon bei uns gewesen im Haus, und Ihr könnt leicht denken, Meister, dass sie nicht gar viel haben liegen lassen.«

Dass Vater Florian die Zeit wahrnahm, den Augenblick zu benutzen suchte, um über Balthasars Herzensmeinung ins Reine zu kommen, war ihm nicht zu verdenken, und darum hatte er auch eben das Gespräch sogleich auf den Gegenstand hingeleitet, der ihm noch der wichtigste auf Erden war. Er verfolgte ihn also: »Aber die Werkstatt haben sie doch nicht geschlossen?«

»Geschlossen eben nicht, Meister - es ist aber nicht viel anders. Da Ihr nun einmal des Aufruhrs gegen den König überführt worden seid, so ziehen sich größtenteils die Ritter und Herren zurück, um nur nicht ein Haus zu betreten, welches sie dem König verdächtig machen könnte. Überhaupt ist nicht viel Segen dabei, denn der beste und reichste Ritter das ist stets ein Tempelherr, und dass da nichts zu verdienen ist, wisst Ihr auch, Meister, denn sie haben ihre dienenden Brüder, die müssen alles machen.«

»Jawohl, jawohl«, meinte der Waffenschmied, indem er sich den Bart kraulte, »hast recht, Balthasar. Aber unser Herrgott beschert doch jedem sein täglich Brot.«

»Meister, ich merke, Ihr werdet heftig. Lasst das lieber bleiben.«

»Nein, Balthasar, es verdrießt mich, wenn ich einen rüstigen Mann sehe, der Arme hat zur Arbeit, und doch immer denkt, er werde verhungern. Als ich noch in deinen Jahren war, da meinte ich die ganze Welt gehörte mir, denn ich bildete mir was darauf ein, dass der Waffenschmied kein Handwerker wäre, sondern ein Künstler, und nicht selten

war, dass Waffenschmiede im reisigen Gezeuge waren, gleich Rittern. Nun, sage mir aber, Balthasar, wenn du schon verzweifelst, dir selbst Nahrung zu verschaffen, wie soll das werden, wenn du Margot heiratest?«

»Ja, Meister, das war es eben, warum ich hierher kam. Anfangs wollte ich nicht hierher kommen. Margot aber meinte, ich würde doch so viel Liebe für sie hegen, dass ich sie begleitete. Na, dachte ich, es muss doch endlich einmal zum Treffen kommen, und so ging ich mit. Nun muss ich Euch aber sagen, Meister, frei und frank von der Leber weg, dass ich Margot nicht heiraten kann. Entsetzt Euch nicht, Meister, ich will Euch die Sache erklären. Hätte Margot noch Euer Geld, so wüsste ich, was ich zu tun hätte. Nun aber hat sie das Geld nicht, und da muss ich denn auch wissen, was ich zu tun habe.«

»Verstehe das, wer will. Ich verstehe es nicht, Balthasar.«

»Nur Geduld, Meister. Das habe ich mir so ausgerechnet: Waffenschmied bin ich. Ich verstehe ein Schwert zu schmieden, eine Lanze und sonst, da melde ich mich denn bei dem nächsten Haus und werde dienender Bruder bei den Tempelherren.«

»Unsinnigere!«, trat plötzlich der Prior von Montfaucon hinzu. Aber als ob er sich übereilt hätte, zog er sich wieder zurück und nahm scheinbar durchaus nicht mehr an der Unterhaltung teil. Wenn sich Florian auch auf alles gefasst gemacht hätte, so hätte er doch nicht gehnt, dass Balthasar in den Tempelherrenorden treten würde. Mit Entsetzen erfüllte ihn der Entschluss, da die Beichte des Priors noch lebhaft vor seiner Seele stand. Von dem ganzen Hergang hörte Margot nichts. Ihres Vaters Hand hielt zwar die ihre, aber sie stand abgewandt von ihm, starr, aber freundlich vor sich

hinblickend, als ob kein äußerer Gegenstand ihrem Blick eine andere Richtung geben könnte und ihr Inneres nur von einem Bild erfüllt wäre.

Um nicht jede Änderung in Balthasars Entschluss unmöglich zu machen, ging der Meister mit aller Vorsicht zu Werke, ließ seiner Margot Hand fahren und trat mit dem Gesellen seitwärts allein.

»Weißt du auch, Balthasar«, sprach er leise, damit es Margot nicht hören sollte, »weißt du auch wohl, dass ich sterben muss?«

»Ich meinte, Ihr wäret schon tot, Meister.«

»Freilich, ich war auch nicht gar weit davon. Doch, Balthasar, ich werde nun bald sterben müssen.«

»Gott schenke Euch eine selige Urstatt.«

»Aber was soll aus Margot werden?«

»Das müsst Ihr besser wissen als ich, Meister.«

»So hast du das Mädchen niemals geliebt?«

»Ach ja«, meinte Balthasar mit einer Herzlichkeit, die ganz und gar mit seinem Benehmen im Widerspruch stand. »Ach ja, Meister, ich habe sie geliebt, aber ich darf sie nun nicht mehr lieben. Das hat mir ein geistlicher Herr gesagt und mir fest versprochen, wenn ich meine irdische Liebe zum Opfer brächte, so würde die Gebenedeuten im Himmel mich gnädig und liebend empfangen.«

»So, Balthasar? Kanntest du denn den Geistlichen nicht?«

»Wie Ihr nur fragen könnt! Er kam ja täglich in unser Haus in Beziere und hat uns auch den Bescheid gebracht, dass wir Euch hier sehen sollten. Er hat mir auch noch etwas aufgetragen, zwar nicht mit klaren Worten gesagt, aber doch so halb und halb verständlich - Lasst nur mich einmal mich besinnen - ja recht, so war es! Er sagte: Meister Florian kann

sich vom Tode retten, wenn er will. Er weiß um ein Geheimnis. Wenn er solches offenbart, so wird ihm nicht allein das Leben geschenkt, nicht allein Gelb und Gut wird ihm wieder gegeben, ja noch mehr, noch zehnmal mehr als er besessen hatte. Und es ist ein gutes Werk, fügte der Pater noch hinzu, er würde die Christenheit von einem Aussatz reinigen, er würde sich den Himmel verdienen, den er doch jetzt nicht erlangen kann.«

»Das sagte der Pater?«

»Jawohl, Meister. Er meinte auch, dass er es selbst beim Papst vertreten wollte, aber ich verstand ihn nicht so genau, weiß also auch nicht, was er zu vertreten hatte.«

Der Waffenschmied wurde nachdenklich, aber mochte ihn nun bescheinigen, was da wollte, so behielt doch immer der Gedanke, wie seine Margot so allein und verlassen in dieser Welt zurückbleiben würde, die Oberhaut. Er versuchte daher Balthasar von dem Vorsatz, in den Orden zu treten, abzubringen. Doch wie sehr hatte sich der Meister in diesen Gesellen verrechnet. Balthasar sprach so viel ungereimtes Zeug, er schwatzte von dem Wiederbesitz des Gelobten Landes, von dem herrlichen Beruf, um Gottes Willen zu streiten, von dem sorgenfreien Leben der Ordensbrüder und von so vielen anderen Dingen, dass dem Meister der Kopf kraus wurde.

»Ei! Was! Balthasar«, setzte er ihm endlich entgegen. »Du denkst dir das nur so - ich muss das besser wissen.«

»Ihr wisst ebenso wenig von dem Orden, wie ich jetzt weiß.«

»Was! Ich so wenig wie du?«

»Ja, woher solltet Ihr denn das wissen?«

Da erst besann sich Florian. Was er dem Ritter nicht hatte

gestehen wollen, das hätte er beinahe gegen seinen Gesellen herausgestoßen. Darum wandte er sich schnell zu Margot, denn Balthasars fragender Blick wurde ihm lästig.

Bei diesem Gesellen ging es wie gewöhnlich; je weniger geistiges Vermögen dergleichen Leuten zuteilgeworden ist, desto fester nistet bei ihnen ein Gedanke, der dem Funken gleicht, welchen man in den Zunder geworfen hat; denn unversehens steht die ganze Masse in Brand, und nur eine Glut erfüllt sie. Von jeher war Meister Florians Wort für den Gesellen Balthasar ein Gesetz. Meister Florian duldet in seiner Werkstatt keinen Widerspruch. Darum war auch Balthasar gewohnt, jedes Wort des Meisters als wahr und wahrhaftig aufzunehmen, als unleugbar, und um so mehr jetzt, da es Zweifel bei ihm erweckte: Der Mensch ist zu nichts mehr geneigt, als an irgendeiner Wahrheit zu zweifeln.

Da sich der Meister nun zu seiner Tochter wandte, blieb der Geselle sich und seinen Gedanken überlassen. Bis dahin war die Rede nicht auf die Absicht dieses Besuches im Gefängnis gefallen. Wie der Meister nun sein einziges Kind arm und ratlos, eine elternlose Waise, betrachtete, da erst fühlte er ganz die Pein des harten Geschickes, welches unabwendbar und grausam über ihn hereingebrochen war. Sagte aber nicht Balthasar, nicht allein das Leben könnte er sich retten, auch Geld und Gut würde er zurück empfangen und sogar mehr noch, als er besessen hatte? Greift doch der Schiffbrüchige nach jedem auch noch so kleinen Gegenstand, um dem Tod zu entgehen. Wer möchte Florian verdenken, dass Balthasars Worte für ihn bald mehr und mehr Gewissheit hatten und mit jedem Wort aus dem Munde des holden Töchterleins die Hoffnung auf Leben und Glück festere Wurzel in seinem Herzen schlug?

Des Alten Zärtlichkeit verfehlte den Eindruck auf die Tochter nicht. Seine Liebesworte führten Margot wieder zu ihm zurück. Es war, als ob sie sich aus den Wogen eines Gedankenmeeres gerissen hatte und des Vaters Brust der einzige leuchtende Punkt im nächtlichen Grausen gewesen wäre. Sie ahnten wohl, dass man ihnen nicht viel Zeit gönnen würde. An jeder Minute hing ein bedeutender Teil von des Vaters noch übrigem Lebensraum. Sie hatten sich so vieles zu sagen, und gerade dem übervollen Herzen versagt der Mund so häufig den Gehorsam. Wenn die Trennungsstunde für ein Ewiges heranrauscht, dann ist es, als ob in der Mittagsschwüle schwarzes Gewölk sich türmt und jedes Herz erbebt im leblosen Schweigen. Sollte Florian in Tränen und Klagen ausbrechen? Sollte Margot mit ihrem Schmerz den Alten weich machen? Nein, der Waffenschmied raffte all seine Stärke zusammen, setzte sich scheinbar ruhig nieder, um, ein weiser Vater, sein Haus zu bestellen. Es kostete ihm freilich Mühe, durch den traurigen Ernst der Umstände den ernstesten Gedanken bringen zu lassen. Aber was vermag nicht Vaterliebe? Es gelang ihm, das erste Wort an Margot zu richten. Was aber sollte die Arme beginnen? Mit Balthasar war ja nun auch die letzte Stütze geraubt. Eine dunkle Zukunft, mit des Vaters Todesstunde begonnen, war ihre ganze Aussicht. Als Florian, darnieder gedrückt von dem Gedanken, schwieg, trat Matthias hinzu. Margot war vor dem Vater niedergesunken, er hielt des Mädchens schönes Haupt zwischen seinen Händen, als wollte er sich noch einmal recht sattsehen an den lieben Zügen.

»Bist ein Narr, Florian«, zürnte der Prior. »Der Bursche da spricht von Leben, Reichtum, und du achtest das nicht höher als eine taube Nuss? Er sagt von einem Geheimnis - hätte ich

ein so liebes Kind, und ich sollte nur ein Geheimnis offenbaren, und wäre es aus dem siebenten Himmel gestohlen - ich würde es dennoch sagen.«

»Matthias, ich weiß ja um kein Geheimnis.«

»Dir ist nicht zu raten, nicht zu helfen - bist ein Narr!«

Indem sich der Prior verdrießlich von seinem Unglücksgefährten abwandte, trat der Gefangenenwärter herein. Die Trennungsstunde hatte geschlagen.

Achtes Kapitel

Des Ritters Sehnsucht nach seinem Pater wurde durch die Entdeckung, seine Gäste beabsichtigten nach Perugia zu ziehen, noch vergrößert. In dem schönen Rittersmann hatte er den Wildgrafen Hugo, Komtur des Tempelherrenordens in Deutschland, kennengelernt, in den beiden anderen zwei hohe Würdenträger, und der Umstand, dass diese drei Paris nicht berührten, machte den seinem König ergebenen Ritter stutzen. Noch mehr als das befremdeten ihn die eigenen Worte des Wildgrafen.

»Auch unser Patron«, hatte Hugo in der frohen Laune, welche der Wein erzeugt, geäußert, »auch unser Patron ist der Papst. Wir wollen doch sehen, ob es nicht möglich sei, einen Schutzherrn zu bekommen, der kräftig genug ist, selbst eigenen Willen zu haben.«

So wenig Ritter von Blancas von der ganzen Papstwahl wusste, so meinte er doch, der Umstand sei wichtig genug, ihn nach Paris mitteilen zu müssen. Sein Hauptaugenmerk war daher, die Gäste zu bewegen, die Nacht in der Burg zuzubringen, das wurde ihm auch nicht so gar schwer. Denn

die Deutschen sind von jeher keine Verächter des Weins gewesen, zumal diese Deutschen, in deren Heimat am Rheinstrom die herrlichsten Reden wachsen. Man nannte auch den Komtur deshalb Wild- und Rheingraf.

Dass es mit der Papstwahl eine ganz eigene Bewandnis haben musste, leuchtete dem Ritter schon darum ein, weil er sich der schmähhlichen Begegnung erinnerte, welche dem Papst Bonifazius von seines Königs eigenen Dienern zuteilgeworden war. Er mutmaßte schon, dass der ganze Tempelherrenorden einmütig für den neuen Papst aufstehen würde, und des Wildgrafen Offenherzigkeit trug nicht wenig bei, ihn in dieser Meinung zu festigen.

Mit dem Einbruch der Nacht, wie der Pater versprochen hatte, erschien er wieder in der Burg. Sein heiliges Gewand war an mehreren Stellen zerrissen, doch dieser Umstand hinderte ihn nicht, sogleich mit dem Ritter zu sprechen. Die Anwesenheit des Wildgrafen und seiner Begleiter schien ihn bei Weitem weniger zu kümmern, als die Entdeckung, dass Matthias vor dem Waffenschmied auf den Knien gelegen und der Kerkermeister sie in dieser Stellung überrascht habe. Des Paters bedenkliches Kopfschütteln erweckte noch ein Heer Gedanken in des Ritters Kopf, und nach langem Überlegen einigten die beiden sich dahin, dass in dieser Nacht noch der Versuch gemacht werden müsse, den Waffenschmied zum Geständnis zu bringen.

»Es ist eine große Sache«, fügte der Pater hinzu, »es ist eine große Sache, welche jetzt die Christenheit erregt. Wer weiß, wen man auf St. Petersstuhl erheben will, sehen wir doch mit eigenen Augen, dass jetzt die deutschen Herren weit hergezogen gekommen sind. Wer weiß, ob nicht der ganze Orden aufgeboten ist, um kräftig den weisen Absichten un-

seres allergnädigsten Königs entgegen zu arbeiten! Sie neiden ihm den Namen: der beste Sohn der Kirche. Das wisst Ihr so gut wie ich, Herr Ritter.«

»Wie wollt Ihr aber zum Zweck kommen, Pater? Florian behauptet, was ihm Matthias anvertraut hat, das müsse er ins Grab mitnehmen, damit nicht die Verletzung der Beichte ihn dem ewigen Tod in die Arme liefere.«

»Herr Ritter«, versetzte der Pater gelassen, »das sind Dinge, welche mir bekannt sind, und nicht Euch. Verfügt Euch zu Euren Gästen, lauscht, ob Ihr etwas entdecken könnt, was etwa noch mehr Licht gäbe über die Fahrt nach Perugia. Mich lasst meinen Weg allein gehen, und mit dem nächsten Morgen wird mein Mund Euch alles offenbaren.«

Gern hätte der Ritter noch manches gefragt, doch der Pater hatte Eile, ging hinaus mit langem, unternehmenden Schritt und suchte sein eigenes kleines Gemach auf. Das war so ausgestattet, dass der Geruch von Heiligkeit vorwaltete. Der Pater schien sich sammeln zu wollen, er setzte sich still nieder, faltete die Hände, und dachte tief nach. Aber die Sache war nicht so leicht, den gläubigen Florian dahin zu bewegen, dass er das Siegel der Beichte verletzte. Und dennoch musste es dem Pater gelingen, denn er hatte vieles versprochen, ein schweres Gelöbnis in die Hände des Wilhelm von Paris abgelegt. Er wurde unruhig, tat einige Schritte im Gemach auf und nieder, dann rief er den Kerkermeister zu sich, ließ sich von diesem alles noch einmal und haarklein erzählen und befahl dann, dass er Florian zu ihm führte. Der treue Verwalter seines traurigen Amtes stutzte an diesem Befehl, doch wusste ihn der Pater mit Spitzfindigkeit aller Art zu überzeugen, dass der Befehl nur lautete, keinen Priester zu den Gefangenen zu führen, sondern er wolle nur, dass der

Gefangene zu dem Priester geführt würde. Auch mit Drohungen, wie sie einem Geistlichen zu Gebote standen, verschonte er den Kerkermeister nicht, deutete ihm leise an, dass der Ritter bei seinen Gästen verharren müsste und von dem Hergang in dieser Nacht nichts erfahren würde, der doch lediglich und allein dem Heil der Kirche fromme. Der Pater wandte all diese Waffen mit so gutem Erfolg an, dass Florian in kurzer Zeit in seinem Gemach gesenkten Hauptes vor ihm stand.

»Es erbarmt mich«, redete der Pater den Armesünder an, »es erbarmt mich, dass du nach einem so christlichen Lebenswandel unversöhnt mit Gott diese Welt hinter dir lassen sollst. Erkenne darin die mütterliche Fürsorge der heiligen Kirche. Sie hat in meinem Herzen das Mitleid erzeugt, auf dass ich dich rette von ewiger Verdammnis.«

»Glaubte ich doch nicht, hochwürdiger Herr«, versetzte der Waffenschmied mit hoher Freude, »dass ich dieses Heils teilhaftig werden würde!«

»Mach nicht vier Worte, Florian, denn, was ich tue, muss heimlich geschehen. Der Burgherr darf nichts davon erfahren. Aber unsereines muss tun und lassen in Gottesnamen. Blicke her auf dieses Gewand, es ist zerrissen. Berg und Tal, Bäche und Sümpfe, den dunkelsten Forst habe ich nicht gescheut, um eine Christenseele vom Höllenpfuhl zu erretten. Der mit Euch gefangen war, den Florentiner, Noffo Dei, suchte ich auf. Er öffnete mir sein Herz, und obwohl ich zurückschauderte vor den Verbrechen, die er an Gott und der Menschheit begangen hat.«

»An Gott sagt Inr, Herr Pater?«

»Frage mich nicht, denn ich darf dir nicht antworten. Ein geweihter Priester muss eher das Leben lassen, als von dem

ihm in der Beichte anvertrauten Gut nur um eines Atemschwere zu vergeben. Beichte, Florian, das höchste Seelengut des Christen, und ein geweihter Priester, der Mittler zwischen Himmel und Erde.«

»So darf nicht ein Christ dem anderen beichten, Herr Pater, wenn etwa der Tod urplötzlich heranträte?«

»Das darf er wohl, doch heißt es auch in der Regel, da wir Menschen nicht Herren der Zeit sind und Gottes Gnade unendlich, so ist es wohl gut, wenn ein Christ in Todesnöten seinem Mitchristen beichtet. Aber diese Beichte ist nichtig und kraftlos, wenn vor dem Hintritt ein geweihter Priester erscheint. Hast du etwa schon zu dem letzten verzweifelten Mittel gegriffen?«

»Ich nicht, Herr Pater«, versetzte Florian verwirrt. »Nicht ich, denn wem hätte ich beichten sollen?«

»Deinem Mitgefangenen, Florian.«

»Das meinte ich auch, Herr Pater, aber es ging nicht.«

»Ha, ich merke, Florian, ich merke! Der Noffo Dei sprach auch davon. Doch zu etwas anderem. Ich war auch heute in Beziers. Sonderbare Gerüchte sind dort im Umlauf, man sagt sich sogar, der König sei dir nicht abhold. Dein kühnes Benehmen, mit welchem du Hab und Gut retten wolltest, habe ihm nicht missfallen. Es täte ihm auch leid um einen so kunsterfahrenen Mann, einen so tüchtigen Waffenschmied. Doch könnte er dich nicht retten, weil so viele andere ein gleiches Los mit dir betroffen, und er nicht parteiisch erscheinen dürfe. Einer von meinen Brüdern in Beziers, der gar oft in deinem Haus gewesen war, beschrieb mir dein häusliches Glück so reizend, dass mich die jetzige verlassene Werkstatt, das tote Haus, mit Schauern erfüllte. Vor mehreren Tagen war der Beichtvater des Königs in Beziers gewe-

sen. Der hat denn geäußert, wenn der Waffenschmied Florian dem König nur den geringsten Liebesdienst erwiese, so würde des Königs Majestät die kleine Ursache so hoch aufnehmen, dass er sie zum Vorwand brauchen könnte, dem Waffenschmied Leben, Freiheit und Habe zu retten. Doch das beiseite, Florian, womit wolltest du jetzt dem König einen Liebesdienst erweisen?«

»Und das sagte des Königs Beichtvater selbst? Dieser heilige Herr, dem niemals ein unwahres Wort über die Lippen fährt?

Der Pater hatte den Waffenschmied genugsam berechnet, um zu wissen, dass nicht jedes seiner Worte tiefe Wurzel schlug, und erst dann, als er von der traurigen Zukunft der verlassenen Margot gesprochen hatte, als er mit erheucheltem Mitgefühl beklagte, wie kein ehrlicher Mann einem armen Mädchen, dessen Vater durch Henkershand gestorben, die Hand reichen würde. Als er mit geläufiger Rede und beinahe zu grellen Farben die Verlassene bettelnd vor den Türen, von Hunger und Kummer entstellt, in Lumpen gehüllt, gemalt hatte, da erst schritt er zu dem heiligen Akt. Er ließ den Waffenschmied beichten. Zerknirscht von dem Jammer, so weit er hinausblicken konnte, gestand Florian alles, was er wusste. Der Pater legte es natürlicherweise auch für eine Sünde aus, dass er, ein Ungeweihter, Priesterstelle vertreten habe. Es war der letzte Punkt, und um so eifriger bestand der Pater auf demselben. Das war nun hier ein ganz anderes als mit dem Ritter. Das Gewissen des Waffenschmiedes konnte hier um so eher beruhigt werden, da er sich eben in der Lage befand, aus seinen Gedanken ein Geheimnis machen zu dürfen, und nur so konnte es dem Pater gelingen, das Geständnis des Priors von Montfaucon zu erfahren.

Aber wie musste Florian erstaunen, als der Pater anstatt ihm die Absolution zu erteilen, ihn aufhob und wie im Freudentaumel ihn auf den Mund küsste.

»Du bist gerettet«, rief er, »wirst als ein großangesehener Mann fortan leben und nicht unter Henkers Hand aushauchen. Deine Margot wird nicht betteln, ja, edle Herren selbst werden um ihre Hand werben.«

»Ich begreife Euch nicht, Herr Pater.«

»Wirst schon - wirst schon begreifen lernen! Ich sage dir, Florian, das ist ein Wurf, wie er selten einem Menschen geboten wird, noch seltener aber einem Menschen gelingt. Sollst nicht mehr in dein Gefängnis zurückkehren. Hier bei mir wirst du bleiben und bald wieder frei ausgehen wie die Luft.«

Der Waffenschmied wusste nicht, wie ihm geschah. Er ließ sich aber gefallen, dass der Pater ein Nachtmahl bringen ließ, bei welchem vor allem der Wein nicht vergessen war. Den alten Mann erfüllte ganz der freudige Rausch über die unerwartete Wendung seines Geschickes, und er ging um so leichter über die Absichten hinweg, welche man etwa mit ihm haben konnte, da er von jeher an eines Priesters Wort nicht gezweifelt.

Trotz des Widerspruches des Paters aber bestand bei Kerkermeister auf die Zurückführung des Gefangenen. Nur das Versprechen, der nächste Morgen würde ihm Freiheit bringen, nahm der Waffenschmied in sein Gefängnis mit sich. Der Pater aber setzte sich nieder und schrieb, an Wilhelm von Paris schrieb er. Mitternacht war längst vorüber, als er dieses Geschäft beendet hatte.

Neuntes Kapitel

Im Geheimen Rat des Königs wurde ein Gegenstand besprochen, den zu denken kein Fürst sich getraute. Nur drei Männer waren bei Philipp im Rat versammelt, keiner von ihnen wagte, unumwunden seine Meinung an den Tag zu geben, sondern von dem König selbst musste jedes Wort ausgehen. Seine drei Geheimen Räte waren der Beichtvater, der Kanzler und Enguerrand von Marigni, Minister des Königs. Kraft seines Amtes als Glaubensinquisitor hatte Wilhelm von Paris diejenigen Punkte vorgetragen, welche der Prior von Montfaucon dem Waffenschmied von Beziers gebeichtet hatte. Was die Form betraf, das war geschehen. Des Beichtvaters Arm reichte selbst bis in den dunkelsten Forst hinein. Der Florentiner, Noffo Dei, hatte sich freiwillig in Paris gestellt. Er und Matthias dienten nur dazu, über die Aussage des Waffenschmiedes Zeugnis abzulegen. Der König war, als Wilhelm von Paris seinen Vortrag beendete, in heftiger Bewegung, denn was auch Matthias seinem Mitgefangenen in der Beichte mitgeteilt hatt³, das war noch verzeihlich gegen die neuen Entdeckungen, welche der Glaubensinquisitor im Verhör der beiden Zeugen gemacht hatte. Man hatte die Lebensweise des Waffenschmieds berücksichtigt. Der Anlass zur Untersuchung war also unverdächtig, und Wilhelm von Paris behauptete, dass selbst die aus dem Orden gestoßenen Brüder nichts von den Geheimnissen desselben mitgeteilt haben würden, wenn nicht der Zufall oder vielmehr die weise Hand der Vorsehung es so gefügt hätte. Verabredet konnten die beiden Tempelherren unmöglich etwas haben, indem sie ja beide getrennt waren. Ob der Beichtvater des Königs unter vier Augen schon mit demselben irgendetwas von der ganzen Sache gesprochen hatte, das

blieb sowohl dem Kanzler als auch dem Minister verborgen. Enguerrand von Marigni war übrigens ein würdiges Mitglied in diesem Rat, denn sein Bruder, hochgestellt in Frankreichs Klerisei, konnte den Tempelherren nicht hold sein, und der Minister selbst bot seinem König, um jeden seiner Wünsche zu erfüllen, nur gar zu willig die Hand.

War es doch, als ob die Aufregung den König verhinderte, seine Gedanken kundzugeben. Wilhelm von Paris schaute regungslos in das Protokoll, während die beiden anderen in des Königs Mienen spähten. Hier in diesem Augenblick stand Philipp der Schöne auf einem Punkt, der um so schwerer zu bewältigen ist, je kühner sich die Gedankenfolge eines Mannes entwickelt. Es ist der Punkt, der den Gedanken zur Tat umschafft, und Bilder, welche längst vielleicht ergötzend vor des Königs Seele standen. Sie mochten ihn wohl erschrecken, da sie in Wahrheit übergehen sollten.

Ohne von seinem Protokoll aufzublicken, fragte der Beichtvater plötzlich: »Und Ew. Mestät hat gar nichts auf das alles zu erwidern?«

»Weiß ich doch in der Tat nicht«, versetzte der König, »was ich sagen soll. Leider, zum ersten Mal muss ich hier beklagen, dass in meine Hand die höchste Machtvollkommenheit gegeben, und mein Gewissen mich aufmahnt, sie über so arge Ketzer auszustrecken.«

»Mein König«, nahm der Pater das Wort, »Ihr beschönigt mit dem Ausdruck das Verbrechen. Ketzerei ist gegen den Götzendienst nicht in Anschlag zu bringen.«

»Sehr wahr, Pater, sehr wahr - doch was sagt mein Kanzler?«

»Gnädigster Herr, man könnte mich des Vorurteiles zeihen, wenn ich schon jetzt ...«

»Das kann ich Euch nicht verdenken«, winkte ihm der König Schweigen. »Ein jeder von Euch prüfe den Gegenstand und teile mir seine aufrichtige Meinung mit, denn es soll kein Makel an unserer Gerechtigkeit haften. Ludwigs Enkel wird die Gewalt, welche sein Ahnherr in die Hände der Könige von Frankreich legte, nicht missbrauchen - aber streng üben wird er sie, ein christlicher König! ... Zu etwas anderem«, begann der König nach einer Pause wieder. »Man hat mir hinterbracht, dass die Tempelherren aus weit entfernten Landen nach Perugia ziehen, um bei der Papstwahl zugegen zu sein. Wer weiß, was dieser Orden damit beabsichtigt. Unter den obwaltenden Umständen darf kein Papst auserwählt werden, welcher ihren Absichten gar zu hold sein dürfte. Auch will ich mir das Recht der Könige von Frankreich nicht nehmen lassen, will endlich einmal wieder mit dem Papst in gutem Einvernehmen stehen, wie das immer bei meinen Vorfahren der Fall gewesen war, will nicht nur den Namen haben: der Kirche bester Sohn - nein, ich will es betätigen, indem ich die Kirche selbst von des Unkrauts Wucher säubere. Ich denke, mein Wort wird Gewicht haben. Drum seht Euch um nach einem Mann, nach einem Geistlichen in meinem Reich, an dessen Wandel die Kardinale im Konklave nichts zu tadeln haben. Euch, Pater, übertrage ich dieses Geschäft, denn nicht allein gebührt es Euch, sondern Ihr seid auch besser darin erfahren als Rogaret und Marigni.«

Kanzler und Minister wurden entlassen. Der König blieb mit seinem Pater allein, und nun erst tauschten sie ungestört ihre Gedanken, ihre Absichten gegeneinander aus. Auf den Schein vom Recht kam alles in dieser großen Sache an, darum war sie im Geheimrat zuvorberst vorgetragen worden. Längst hatten Philipp und sein Beichtvater den Mann auser-

sehen, welcher der Statthalter Christi auf Erden sein sollte. Der Bischof von Bourdeaux, Bertrand von Goth war für beider Zwecke der verdienteste Mann. Und ohne weiteres Zaudern diktierte der König dem Glaubensinquisitor einen Brief an Bertrand von Goth in die Feder, in welchem er ihn aufforderte, sich schleunigst zu der Abtei St. Jean d'Angeli zu verfügen, woselbst der König im Geheimen mit ihm verhandeln wollte. Er empfahl dem Bischof das tiefste Schweigen an, ließ Bemerkungen über den Vorzug der Könige von Frankreich, weil Clodewig schon am Ende des fünften Jahrhunderts mit einem großen Teil der fränkischen Nation, der Erste von den europäischen Königen, zum Christentum übergegangen sei, einfließen, und bemerkte fein, dass er als allerchristlichster König nun auf dem Punkt stehe, der Kirche einen Oberpriester zu geben, wie er es vor Gott und der Welt verantworten könnte.

»Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, mein König«, bemerkte Wilhelm von Paris, indem er das Schreiben zurollte, »als Ihr befahlet, einen Mann zu suchen für St. Peters Stuhl. Der Kanzler wechselte sogar die Farbe, denn mit Päpsten weiß er nicht gut umzugehen ...«

»Doch, doch, Pater! Es war mir recht lieb, dass ich den Rogaret damals nach Italien schickte, um mir den Heiligen Vater lebendig oder tot zu bringen. Hätten sich die Bürger von Anagni nicht für den Papst angeworfen, so würde Nogaret mithilfe der colonnischen Familie sicherlich meinen Befehl ausgeführt haben.«

»Dem Heiligen Vater wurde aber gar zu arg mitgespielt.«

»Jawohl, Pater. Der Ärger über die Behandlung stürzte ihn ins Grab. Wir werden fernerhin dergleichen Händel nicht mehr erleben. Bertrand von Goth wird mir in jeder Art will-

fähig sein. Wenn er so ehrgeizig ist, wie Ihr sagt, so haben wir das Spiel gewonnen. Dennoch wandelt es mich so sonderbar an, so ganz eigener Art, wenn ich bis an das Ende des Ganzen hinaus denke.«

»Gnädigster Herr, das ist noch weit im Felde. Schweift nicht zu weit in Gedanken, damit sie Euch nicht verwirren. Jeder Schritt in dieser großen Sache erfordert weise Überlegung, Vorsicht. Es handelt sich hier nicht darum, die Juden zu vertreiben - die edelsten Familien Eures Reiches sind beteiligt. Sie werden rachedürstend, sich erheben. Drum vorgesehen, mein König, vorgesehen!«

»Freilich, freilich, Pater - wenn ich in Eurer Kapuze steckte, würde ich nicht minder furchtsam sein als Ihr; aber ich bin König Philipp, und was Ihr die edelsten Familien meines Reiches nennt - das ist es eben, was mich reizt. Der Streich wird sie demütigen, denke ich.«

»Eines aber darf ich meinem König doch nicht verbergen.«

»Und das wäre, Pater? Nehmt Ihr doch schon eine so bedenkliche Miene an, dass ich etwas Ungeheures vermuten muss.«

»Vergebt, gnädigster Herr! Ich wusste nicht, dass meine Züge so gar gefällige Zwischenträger zwischen meinen Gedanken und Euch wären! Ihr wisst, wie sehr ich Euch ergeben bin, mein höchstes Glück finde ich in Eurem Ruhm. Wie oft aber habe ich schon in meines Königs Herz blicken können, und die zärtlichste Gattenliebe in ihm gefunden. Es ist wahr, die Königin verdient diese Liebe ihres königlichen Eheherrn, und ich fürchte nur, sie werde sich von ihrem weichen weiblichen Herzen verleiten lassen, uns gegenüberzutreten.«

»Possen - Possen - Pater.«

»Ihr sagt das wohl, gnädigster Herr; aber man muss an alles denken. Kenne ich doch schon lange Eure Beharrlichkeit in der Ausführung eines Vorsatzes. Ich glaube einer Welt zum Trotz würde Euer Wille gelten müssen. Jeden noch aber ...«

»Lasst die Aber weg, Pater«, unterbrach ihn der König mit Verdross. »Soll ich etwa wieder erleben, dass mein Volk sich gegen mich empöre? Soll ich in dieser geldarmen Zeit es ruhig ansehen, wie die größten Reichtümer meiner Länder, die unergründliche Tiefe des Tempelherrenschatzes, versiegen gehen? Soll diese vielköpfige Macht wachsen und immer wachsen, dass ich mich am Ende vor ihr noch bücken soll? Nein, Pater, ich bin des Reiches Haupt, meinem Großvater danke ich das Recht des obersten Richtspruches in kirchlichen Angelegenheiten. Die Anklage ist da, Zeugen haben sie bestätigt; Untersuchung wird lehren, wie ich von meiner Macht, meinem Recht Gebrauch machen werde.«²

»Was die Untersuchung anbelangt, Majestät, deren Ergebnis könnte ich Euch schon voraus verkünden.«

»Nun ja, Ihr leitet die Untersuchung, Pater. Das Ergebnis will ich jetzt nicht wissen. Sendet dieses Schreiben jetzt nach Bordeaux ab. Den Waffenschmied von Beziere will ich selber sprechen, nach ihm soll man den Prior von Montfaucon zu mir führen und dann den Florentiner Noffo Dei. Sorgt auch, dass mein Volk mindestens vorbereitet werde. Ich möchte es nicht gern überraschen und kann um so entschiedener zu Werke gehen, je mehr sich die Volksmeinung zu meinen Ab-

² Ludwig IX. hatte die französische Inquisition eingeführt und so jedem König von Frankreich den furchtbarsten Teil der theokratischen Gewalt in die Hände gegeben. Die Hinrichtungen, welche man genauer unter dem Namen *Auto da Fé's* kannte, hießen in Frankreich *sermons publics*.

sichten hinneigt. Dass Ihr für des Waffenschmiedes Schweigen mir Bürgschaft stellt, dessen versehe ich mich von Euch. Der Mann ist uns viel wert, mehr aber noch sein Schweigen bis zur rechten Zeit und Stunde.«

»Längst, mein König, bin ich Eurem Gedanken vorausgeeilt. Fessel bleibt Fessel, sie sei von Eisen oder Gold. Dem Waffenschmied habe ich eine goldene Fessel angelegt. Er hat ein einziges Kind. Ich verwette meine Seligkeit, dass mit seines Töchterleins Schönheit kein Weib an meines Königs glänzenden Hof in Vergleich zu bringen sei.«

»Was, Pater, an meinem Hof und kein Weib so schön als eines Waffenschmiedes Tochter? Bei Gott, da bin ich begierig!«

»Seht, gnädigster Herr, das habe ich mir so ausgerechnet: Wenn das Mädchen in der Königin Dienst tritt, so findet sich der Waffenschmied hochgehrt, und wir haben eine Geißel für ihn und sein Schweigen.«

»Wie mögt Ihr denken, Pater, dass die Königin ...?«

»Das ist alles schon eingeleitet. Wenn auch niederen Standes, so ist die Dirne in ihrem Benehmen keinesweges von den Damen höheren Ranges zu unterscheiden. Ich werde sie der Königin vorstellen lassen ...«

»Wann soll das geschehen?«, fiel der König plötzlich ihm ins Wort.

»Wenn Eure Masesiät vielleicht just bei der Königin wären, so dürfte Eure Zufriedenheit nicht überflüssig sein - Ihr versteht mich schon, gnädigster Herr.«

»Verstehe ganz und gar, Pater. Doch nur zufällig muss das geschehen, etwa wenn ich mit der Königin im Garten lustwandle. Der Vorwand wäre ja wohl leicht gefunden, dass man das Mädchen vor uns brächte.«

»Nichts leichter als das. Ew. Majestät teile der Königin mit, dass Ihr dem Vater des Mädchens das Leben geschenkt hättet, sowie nicht gern selbst den Dank entgegennehmen wolltet, und darum das Gerücht ausstreuen lassen, der Königin gebühre der Dank, weil sie Euch vermocht, dem Waffenschmied das Leben zu schenken.«

»Ihr seid erfinderisch, Pater.«

»Macht mein König diese Entdeckung erst jetzt?«, erwiderte Wilhelm von Paris selbstzufrieden, indem er sich anschickte, des Königs Befehle in Ausführung zu bringen. Längst schon hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, und Philipp stand noch in Gedanken tief versunken. Empfindungen aller Art kämpften in seiner Brust um die Herrschaft. Wenige Worte, die er hoch aufgerichtet und entschlossen sprach, gaben Aufschluss über alles, was er dachte. Sie hießen: »Endlich werde ich König sein in meinem Land.«

Zehntes Kapitel

In dem prunksüchtigen Jahrhundert Königs Philipp, und gerade an seinem Hof, der alles in sich vereinigte, was auf den Namen Pracht und Glanz Anspruch machte, war die Hofhaltung der Königin das Glänzendste, was je ein Auge erblickte. Johanna von Evreux war von der Natur mit so hohen Reizen begabt worden, dass sie ihrem Gemahl würdig zur Seite stand. Neben Philipp dem Schönen noch schön zu heißen, das war alles, was einer Frau vor dem ganzen Geschlecht den Vorzug geben konnte. Johanna war nicht von jenen Frauen, welche ihre Umgebung absichtlich zum Kontrast für ihre Schönheit nehmen, wie man etwa ein Ge-

schmeide von Diamanten auf schwarzen Samt legt; oder nur darum lasterhaft erscheinen will, um etwas Tugendssames heller leuchten zu lassen. Nein, Königin Johanna war zu hohen Geistes, als dass sie auf Kosten anderer sich bevorzugen sollte. Die Frauen ihres Hofes, eine jede von ihnen war ein Muster der Frauenschöne, und dennoch überstrahlte die Königin sie alle. Freilich nicht mehr in der Jugend rosigem Schimmer, aber würdevoll eine Frau, zur Königin geboren, zu der Herrschaft über Geist und Herz. Johannas Umgebung bildete die höchste Schule damaligen guten Geschmacks. Welchem Jüngling das Glück zuteilgeworden war, hier mit Beifall aufgenommen zu werden, dessen Lebensglück war verbürgt. Das Seltenste aber, das kaum Glaubliche war, dass all ihre Frauen König Philipps Gemahlin mit Freuden dienten, dass keine sie um den Besitz eines so schönen Mannes beneidete. Wenn nicht die steife Form des Hofes in Gegenwart anderer Fesseln gebot, dann war die Königin mit ihren Damen einer einzigen Familie zu vergleichen, in welcher sie selbst als Mutter verehrt wurde. Heute freilich durfte von solch einem Vernehmen keineswegs die Rede sein, denn der König wollte im Garten erscheinen. Man war an ihm gewohnt, dass er streng auf jenen Glanz hielt, der die königliche Würde zu begleiten pflegt.

Hohe glatt geschnittene Taxuswände, dicht belaubt, dass kein Auge sie durchdringen konnte, umschlossen in der Mitte des Gartens einen ziemlich großen Platz, wo der König gewöhnlich seiner Frau begegnete. Vier bogenförmige Eingänge führten dahin. Es lohnte der Mühe, die geschmackvolle Einrichtung, welche Philipp hier getroffen hatte, in Augenschein zu nehmen, doch war dieses nur dann erlaubt, wenn der König und sein Hofstaat sich nicht im Louvre be-

funden. In den Taxuswänden waren, dem Auge unbemerkt, Säulen angebracht, von welchen Bögen ausgingen, die sich zu einer Kuppel vereinigten. Der Mittelpunkt dieser Kuppel, ein Kreis von großem Umfang, enthielt ein aus vielen Stücken zusammengefügtes Glasgemälde und stellte die Himmelsmutter mit dem Sohn dar. Gold und andere glänzende Farben leuchteten in einem ganz eigenen Zauber, wenn die Sonne ihre Strahlen auf das durchsichtige Gemälde warf. Die Räume zwischen den Bögen waren auf eine ähnliche, nicht minder kostbare Weise ausgefüllt: mattbläuliches Glas, mit silbernen Sternchen, erschien wie das Himmelsgewölbe, getragen von den grün vergoldeten Bögen. Der ganze innere Raum dieses königlichen Aufenthaltes, ein herrlicher Dom, war so reich ausgestattet, dass er den Namen eines Göttersitzes verdiente. Ein kostbarer Fußteppich bedeckte den Boden, in dessen Mittelpunkt sich ein aus weißem Marmor gearbeitetes Bassin befand, dessen klares Wasser auf künstliche Weise vier Schwäne einander zuspritzten, sodass der durch Gold hereindringende Sonnenstrahl gar lieblich auf den feinen Wasserstrahlen hüpfte. Rings um das Bassin blühten die schönsten und seltensten Blumen und Gewächse, eigens zu dem Behuf aus dem Morgenland hergebracht. Es schien, als ob sie hier besseres Gedeihen fänden als unter dem Glutstrahl der Sonne ihres mütterlichen Bodens. Über die Taxuswände herab fielen lange Streifen roten und weißen Samts, jene mit Gold, diese mit Silber verbrämt. Die Streifen liefen nach unten spitz zu, und jeder derselben endete in einem Quast von Silber oder Gold, eben den kostbaren Teppich des Bodens berührend. Auf der Westseite in diesem luftigen Gebäude war der erhabene Sitz für das königliche Paar mit solchem Reichtum erbaut und geordnet,

dass er den Vorzug also gleich selbst verkündete. Thronartig erhob er sich mit feinen vergoldeten Füßen und Lehnen, nur für zwei Raum bietend, in rotem Samt die Wappen von Frankreich und Navarra tragend. Drei Stufen führten zu ihm hinauf, eine jede so breit, dass auf der obersten Stufe ein Sessel, auf der zweiten zwei, und auf der dritten drei Sessel Raum hatten. Diese Sitze auf den Stufen waren für diejenigen bestimmt, welche dem König oder der Königin nah, näher und zunächst standen. Dem übrigen Hof waren die vielen Sitze rings in diesem Feenaufenthalt bestimmt.

So majestätisch nun auch dieser königliche Sitz sein mochte, so wurde seine Schönheit doch erst ganz vollkommen, wenn Philipp und die Navarrerin in ihren strahlenden Gewändern den Thron eingenommen hatten. Auf den Stufen neben dem königlichen Paar, auf den erhabensten Sitzen nächst ihnen erblickte man Ludwig, den ältesten Sohn des Königs Philipp, dessen ersten Atemzug schon sein Königreich Navarra begrüßte: lang und hager. Nicht allein das Zepter hatte er von seiner Mutter geerbt, nicht allein die Aussicht auf die glänzendste Krone in der Christenheit von seinem Vater, sondern auch der edle Anstand der beiden war auf ihn übergegangen.

Dann Philipp, Graf von Poitiers, des Königs Zweitgeborener; seinen dritten Sohn Carl, Graf de la Manche, und nach diesem Robert, dessen Pate Jacob von Molay war, der Großmeister des Tempelherrenordens. Auch die Brüder des Königs, Carl, Graf von Valois und Ludwig, Graf von Evreux, waren dann zugegen, sie alle reihten sich an den König. Im glänzendsten Ritterschmuck schloss sich ihnen der übrige Hof desselben an, während der Königin überaus reizendes Damengefolge den Rittern gegenüber saß. Das Auffallendste

bei einer so lebensmutigen wie prächtigen Erscheinung war dann Wilhelm von Paris. Er durfte sich seinen Platz wählen, wo er wollte, und nicht selten musste ihm ein königlicher Prinz den seinen räumen. Heute aber schien der Dominikaner anspruchsloser als jemals; war es doch, als ob für ihn heute gar nichts wichtig wäre. Er stand an dem bogenförmigen Eingang, dem königlichen Paar gerade gegenüber.

Und hierher sollte Margot kommen? Die Tochter des Wafenschmiedes von Beziers? Das Mädchen im grauen Gewand mit blauen Stahlspangen? Wie war es möglich, dass Wilhelm von Paris seine Seligkeit verwetten konnte, das anspruchslose Kind dürfte mit der schönsten Dame des Hofes ob der Schönheit in die Schranken treten? Auch der König bedachte das und ließ daher schärfer als jemals den prüfenden Blick auf den Frauen der Königin haften. Am längsten verweilte er bei einer der jüngeren Damen, welche anerkannt die schönste Frau in Frankreich war. Aus dem Geschlecht der Malhac entsprossen, war Heloise die muthmaßliche Erbin sämtlicher Güter des Geschlechtes, indem ihr Bruder, Peter von Malhac, von seinen Eltern schon als Knaube in den Tempelherrenorden eingekauft wurde. Der König verzweifelte an seines Beichtvaters Seligkeit, und eben heute war Heloise wunderbar schön zu nennen.

Alles hatte sich vereinigt, um den Glanz dieser Versammlung des Hofes auf das Höchste zu steigern. Die Sonne strahlte mächtig durch die Glasdecke, sodass der Heiligenschein, welcher den Kopf der Heiligen Jungfrau und den des Christuskindes umgab, gleich, wie Feuer leuchtete. Die blanken Rüstungen der ritterlichen Höflinge, die Geschmeide der Damen, edle Metalle, Diamanten und Perlen, und überdies das glänzend strahlende königliche Paar. Alles strömte

ein magisches Licht aus, welches ganz die Würde dieser Versammlung atmete. Und in diese Versammlung, an der Hand des alten Vaters trat Margot. Kein anderes Gewand deckte sie als dasjenige, welches sie auf der Veste Roucy getragen hatte. Der Waffenschmied aber war sorgfältig, ja für seinen Stand, prächtig gekleidet.

Es gibt nichts Höheres auf dieser Erde, an Erscheinung nichts Wunderbareres als die wahrhaft schöne, wahrhaft tugendsame Jungfrau. Wer hätte vermuten können, dass Margot festen Schrittes, allein, da ihr Vater zurückgeblieben war, und mit edlem Anstand den ganzen Kreis der Damen durchschreiten würde? Unter dem schwellenden Busen hielt sie die Hände eng gefaltet, mit Ehrfurcht die Damen begrüßend, mit mädchenhafter Scheu die Blicke der Männer meidend, bis sie vor der Königin stand, vor Johanna von Evreux, vor Philipp des Schönen schöner Gemahlin. Sie hob den Blick zu dem königlichen Paar hinauf, kniete langsam nieder. Es bedurfte der Worte nicht, denn Margots Auge sprach von innigem Herzensdank.

»Ich kenne dich.« Die Worte fielen huldvoll aus dem Mund der Königin. »Du bist des Waffenschmieds, des Florians Tochter. Erhebe dich, mein Kind. Steh auf! Um deinetwillen freut es mich doppelt, dass ich das Leben des Vaters dir gerettet habe.«

Die Blicke der Damen und Herren hingen an des Waffenschmieds schönem Töchterlein, darum konnte niemand in diesem Augenblick Wilhelm von Paris berechnen, der lauernd und mit einem Auge blinzeln sich hinter den Waffenschmied zurückgezogen hatte. Er beobachtete nur Philipp, alles Übrige war für ihn nicht vorhanden.

»Königliche Majestät«, stammelte Margot, »blickt gnädig

auf mich herab und wägt das Dankgefühl einer niederen Magd nicht nach der Höhe Eures Standes. Ich hin der Worte nicht so mächtig, königliche Frau. Nicht mit Blumen vermag ich meine Rede zu schmücken, aber treu und wahr ist mein Herz. Die heilige Mutter kennt es.«

»Darfst dich nicht entschuldigen, Kind. Die Rede klingt gut aus deinem Mund und deine Worte finde ich wohl geordnet. Meint Ihr nicht auch, mein königlicher Herr? Man sollte denken - Wie? Mein königlicher Herr, Ihr hört mich nicht?«

»Doch! Ja doch! Königin, ich höre Euch!«, wandte sich Philipp plötzlich zu ihr. »Nur ... bedachte ich soeben ... welch großes Glück Ihr ... über dieses unschuldige Wesen gebracht habt.«

Königin Johanna, arglos wie immer, legte die Hand sanft auf ihres Mannes Hand und sprach freundlich und herzlich so leise, dass nur er es vernehmen konnte. »Wie groß, mein Herr und König, seid Ihr in jeder Tat, in jedem Werk, im Wohltun aber am größten, denn Ihr verzichtet auf den Dank des durch Euch glücklich Gewordenen.«

»Still, Johanna, still!«, gab der König ebenso leise zurück. »Das Lob aus deinem Mund ist mir ja schon mehr als überschwänglicher Dank.«

Der König winkte der Oberhofmeisterin. Sie trat hervor, eine hohe ernste Frau. Ihre Stellung bei der Königin hatte zugelassen, dass sie eine sogenannte Donata des Tempelherrenordens wurde und also eine Ordensschwester war. Sie war eine geborene Pontrouge. Ein naher Verwandter, Clement de Pontrouge, Tempelherr, hatte ihr zu der Aufnahme in den Orden den Weg gebahnt. Der König empfahl Margot der Fürsorge seiner Gemahlin und äußerte den Wunsch,

dass sie der Oberhofmeisterin übergeben werden möchte. Sein Wunsch war freilich für die Königin Befehl, und diese bedeutete die Oberhofmeisterin, dass sie ihre Anordnung wegen des Waffenschmieds Tochter erwarten solle.

»Ihro Majestät zu Befehl«, bemerkte die Oberhofmeisterin, und sie konnte nicht verhüten, dass ihr Blick zu Heloise von Malhac hinüberflog.

»Ohne weitere Bemerkung!«, hinderte der König selbst die Oberhofmeisterin am Weitersprechen. »Tut, was Eures Amtes! Der Waffenschmied von Beziere!«

Der Marschall führte Florian herein. Der freilich trat nicht so unbefangen vor die Hoheitstrahlenden hin. Er zitterte sogar, und während er seine Huldigung in Worte kleiden wollte, tappte er vergebens nach dem Arm seiner entfernt stehenden Margot.

Der Hof ergötzte sich über des Alten Verlegenheit, man hörte Flüstern, Kichern, ja manches eitelsüchtige Dämchen hüstelte; aber der König ließ sein Feuerauge rings im Kreis ergehen, und es wurde so still, dass man das Flattern einer Weiberlocke hören konnte.

Unmerkbar hatte sich das Bild auf gar sonderliche Weise geändert. Zwischen der Pontrouge und dem Waffenschmied stand plötzlich Wilhelm von Paris. Die ganz gewöhnliche Kleidung des Dominikaners, das braune Gewand, weitfaltig und schleppend, stach sonderbar ab gegen das blumengewirkte veilchenblaue seidene Wams des Alten, gegen die zierlichen Schuhe mit schnabelförmigen Spitzen, gegen sein gestickten Kragen und gegen die Schleifen an den Hosen von roter und weißer Seide. Die Oberhofmeisterin in ihrem Hofkleid, dessen Glanz sich mit der einfachen Tracht der Schwestern des Tempelherrenordens vereinigt hatte, stach

ebenso gewaltig gegen Margot ab, wie Florian gegen den Beichtvater. Und wie auch Philipp ernst und streng Ruhe geboten hatte, so war doch sein Blick nicht hinreichend, jetzt die Laune der Höflinge zu zügeln. Ein Beichtvater des Königs, ein gewöhnlicher Waffenschmied, dem dieser kaum das Leben geschenkt hatte, die strenge hochgeputzte Pontrouge und die anspruchslose Margot! Nein, so lange es Könige von Frankreich gegeben, hatte sich ein solches Bild noch nicht bei Hofe dargestellt. Absonderlich belächelte des Königs ältester Sohn Ludwig die Gruppe. Das kurz entschiedene Wort seines Vaters aber gestaltete jeden seiner Züge um in tiefsten Ernst. Der König wollte eben seinen Beichtvater ob des unberufenen Erscheinens zur Rede stellen, doch Wilhelm von Paris nahm vor ihm das Wort.

»Königliche Majestät«, sprach er unterwürfig, »möge wie bisher niemals das Maß Eurer Gnade zur Hälfte nur gefüllt sein. Diesem Bürger von Beziers wurde das Leben geschenkt, seine Tochter, diese hier, soll fortan meiner erlauchten Königin Gnade empfohlen sein. Doch wie dürfte eine Margot an einem Hof, wo Rittersitte und Frauenschöne im höchsten Glanz leuchten, bestehen, wenn nicht ihr Geist durch eine erfahrene Hand ausgebildet würde? So wage ich denn eine Bitte: Vertraut mir Margot an, und im Verein mit der Oberhofmeisterin, werde ich dahin trachten, des Waffenschmiedes Töchterlein meinem königlichen Herrscherpaar als eine Jungfrau von hohem Geist zurückzugeben.«

Der König bedachte sich eine kurze Weile, darauf sprach er zur Königin Johanna: »Der Pater hat recht, Königin, so will es mich bedünken. Ich bin seiner Meinung auch, und gefällt es Euch, Königin, dass Margot ihm und der Pontrouge anvertraut werde, so lässt sich etwas Außergewöhnli-

ches erwarten.«

Die Navarrerin versetzte darauf: »Mein königlicher Herr ist gewohnt, dass ich seinen leisesten Wunsch als Befehl achte. Doch muss ich selbst noch eine Frage an Margot richten, damit nicht unser Mühen an dem eigenen Herzen der Jungfrau scheitere. Die Frauen, welche mich umgeben, darf nichts anderes binden, als Liebe zu ihrer Königin und der Gehorsam, welchen diese Liebe bedingt. Ihre Herzen müssen mir ganz anhängen, keines Mannes Bild darf in denselben leben. Wie würde sonst mein Hof ein Muster tugend-samer Frauensitte sein?«

»Ich bewundere Eure Weisheit, Königin«, sprach Philipp, mit prüfendem Blick auf Margots Zügen verweilend. »Fragt darum die Jungfrau, ich denke ihr Herz wird so offen vor Euch daliegen, als der freie Blick ihres Auges sich in den Glanz Eurer Majestät taucht.«

Die Königin winkte dem Mädchen. Die Pontrouge führte Margot zwei Schritte näher hin zu dem erhabenen Sitz, und im Gefühl ihrer Würde bedeutete sie Margot, ohne Hehl der Königin zu antworten. Der Waffenschmied aber, mit der Hofsitte unbekannt, das hohe Glück seiner Tochter schon von der Zukunft ahnend, war vorlaut genug, dem königlichen Paar zu erklären, dass seine Margot für Balthasar viel zu gut sei.

»Balthasar ... Balthasar«, flüsterte und kicherte es ringsumher, laut genug an jeder Stelle, wo die Malhac saß, um von dem König und seiner nächsten Umgebung verstanden zu werden. Doch wie der Waffenschmied auch erröten mochte, Margot blieb sich gleich. Der erste Laut aus der Königin Mund machte wieder alles verstummen.

»Sag an, Mädchen«, fragte Johanna, »was meinte dein Va-

ter mit dem Balthasar? - Meister, tretet zurück. Euer Töchterlein soll mir das selbst offenbaren.«

»Hohe Königin«, versetzte Margot mit volltönender Stimme. »Es ist das erste Mal, dass ich um des Herzens Meinung ob eines Mannes gefragt werde. Euch will ich sie nicht verbergen, denn früh oder spät würde es sich dennoch erklären müssen.«

»Wahr, Margot, ganz wahr.«

»So leiht mir denn geneigtes Ohr und nehmt das Geständnis Eurer Magd in Gnaden auf. Seinem Gesellen Balthasar hatte mich mein Vater zum Weib bestimmt. Gewohnt, seine Befehle heilig zu achten, ließ ich geschehen, dass er meine Hand in die Hand des Gesellen legte, und wäre vielleicht dessen treue und sorgsame Hausfrau geworden, wenn nicht so schweres Unglück über meinen Vater hereingebrochen wäre. Da erst erkannte ich, dass eines Mannes Liebe sich keineswegs nur in der Erfüllung des täglichen Geschäftes bekunde, und dass der Mann zu verachten sei, welcher nicht mit trotzigem Mut dem herben Geschick kühn die Stirn zeige und eher selbst erliege unter seinen Streichen, als dass er das Weib seines Herzens feige aufgebe.«

»Balthasar gab dich auf, Margot?«

»Ja, Königin, das tat der Feige. Als ich meinen Vater in seinem Gefängnis auf Roucy, aus welchem Eure Gnade ihn gerettet hat, noch einmal, gleich, wie zum letzten Mal sehen durfte, da gab mich Balthasar auf. Er wusste, dass ich von nun an ganz allein stehen würde in der Welt, ein schwaches Rohr, allen Stürmen preisgegeben. Zum Elend war ich schier berufen, und da, da gab er mich auf. Er schützte vor, den braunen Mantel tragen zu wollen, das Kleid eines dienenden Bruders im Templerorden. Aber Balthasar und ein Tempel-

herr - Nacht und Tag. Ein Tempelherr, wie ich ihn denke! Wie ich ihn auf Roucy gesehen habe! Ein Kriegsgott der Anbetung wert!«

Die Wärme, mit welcher Margot die letzten Worte gesprochen hatte, ließ die Königin den fragenden Blick nach Philipp wenden. »Warum so ernst, mein Herr und mein Gemahl, warum so finstere Falten auf Eurer Stirn? Soll ich nicht wissen, was meines Königs Herz plötzlich unangenehm berührt?«

Nach einem kurzen Sinnen sagte der König so laut, dass es der ganze Hof vernehmen konnte: »Was ich Euch nicht verbergen will, Königin, das ist ein Gegenstand, den auch unser ganzer Hof wissen darf, wissen muss, um mit gewohnter Treue auf alles zu achten, was darauf Bezug haben könnte, und seinem königlichen Herrn davon Kunde zu geben. Dieses Mädchens Worte weckten böse Empfindungen bei mir auf. Es ist die Kunde zu uns gelangt, dass die Tempelherren aus ihren weit entfernten Provinzen Geschäftsträger nach Perongia schicken, um bei der Wahl des neuen Papstes kräftig zu wirken. Längst sind wir des argen Vernehmens überdrüssig, in welchem zwei Päpste mit ihrem besten Sohn gestanden haben. Auch soll Frankreichs Klerus nicht mehr dem Statthalter Christi gegenüberstehen. Wir erkennen die Absicht der Tempelherren nur zu gut, als dass wir sie arglos nennen dürfen. Sie wollen wieder einen Papst haben, nach ihrem Sinn, der einzige Richter über ihnen soll ihren Absichten huldigen - das darf nicht sein, denn nimmer würde Friede zwischen Frankreichs König und der apostolischen Macht herrschen.

Ihr Herren und Damen unseres Hofes, wir empfehlen Euch die größte Wachsamkeit, zumal Euch, Frau Oberhofmeiste-

rin, denn Ihr tragt das Ordenskleid!«

»Was sich mit meinem Ordensgelübde verträgt, Majestät, das werde ich meinem königlichen Herrn getreulich offenbaren ...«

»Pontrouge, Ihr habt uns missverstanden. Lauschen und Horchen ist keines Königs würdig, seid nur wachsam auf Euch selbst, denn nahe steht Ihr unserem Thron, unser teuerstes Kleinod haben wir Euch anvertraut.« Mit einer entschiedenen Bewegung der Hand bedeutete Philipp der Oberhofmeisterin, zu schweigen.

Sie trat zurück. Eine minutenlange peinliche Stille trat ein. Mancher erinnerte sich hier irgendeines Zorneswortes des Gebieters, als er innegeworden war, dass die Tempelherren seinen erbitterten Feind Bonifazius unterstützten. Man war an dem König gewohnt, dass er niemals ohne irgendeine große Absicht vor dem ganzen Hof sich erklärte. Absonderlich musste Philipp bei dieser Gelegenheit unglaublich vieles beabsichtigen, denn ein großer Teil seines Hofes zählte Freunde oder Verwandte unter dem mächtigen Orden. Auch weiß man wohl, dass Höflinge nur dann erst leben, wenn sie Ränke spinnen. Dieser und jener mochten sich wohl getroffen fühlen und ein Fürchten stieg in seiner Brust auf, welches dem wachsamem König sein Entstehen verdankte. Was aber dem ganzen Hof unangenehm erschien, das legte Wilhelm von Paris auf eine ihm eigentümliche Art und Weise aus. Schien es doch, als ob er es durchaus nicht nötig hätte, auf des Königs Worte zu achten. Nur Margot hatte er im Auge, obwohl ihr Gesicht von ihm abgewandt war. Sie blieb sich aber gleich; denn wie konnte eine Margot nur den tausendsten Teil von dem, was hier vorging, ahnen? Diese Ruhe ist der größte Vorzug eines wahrhaft kindlichen Ge-

mütes.

Königin Johanna, um dem verlegenen Schweigen des Hofes ein schleuniges Ende zu machen, ging in die Gedanken ihres Gemahls ein. Sie fragte nämlich das Mädchen, ob sie den Tempelherrn auf Roucy gekannt habe.

»Erhabene Königin, wie hätte ich unscheinbare Dirne um einen so herrlichen Rittersmann wissen können! Aber sein Bild steht unauslöschbar vor meiner Seele und nimmer wird ein anderer Mann aus meinem Herzen es verdrängen.«

»Schon gut, Margot, mich freut dein offenes Bekenntnis! Dem deine Liebe gehört, er ist ein Tempelherr, darf nicht einmal dich ansehen. Um so weniger habe ich von Deinem Herzen zu fürchten. Ich mag es wohl, wenn die Frauen um mich her den besten Rittern ihren Beifall schenken. Der spornt zu kühnster Tat, und um einen Blick, von Frauenhuld gespendet, ward schon manche große Tat vollbracht. So nehme ich dich denn auf, Margot. Bleib' fromm und«, fügte die Königin mit bedeutungsvollerem Ton hinzu, » sei klug, Margot, damit dein Glück nicht durch dich selbst zertrümmert werde.«

Der König erhob sich, führte die Navarrerin von dem Sitz. In gewohnter Ordnung schloss der ganze Hofstaat sich dem königlichen Paar an.

Wilhelm von Paris war der Einzige, welcher hier zurückblieb. Dieses Mal tat er es nicht aus eigenem Antrieb, sondern des Königs Wink hatte es ihm befohlen.

Elftes Kapitel

Die großen Ehrenbezeugungen, mit welchen man den Wafenschmied von Beziere überhäufte, verwirrten ihm schier den Kopf. Des Königs Gnade schien unerschöpflich. Florian hatte nicht nur sein Vermögen zurückerhalten, sondern bei Weitem mehr als das. Er war nun auch kaum wiederzuerkennen, denn obwohl er sich zu seinem ersten Erscheinen bei Hofe unzuweckmäßig herausgeputzt hatte, so stand doch sein Aufzug in seiner eigenen Wohnung mit jenem prachtvollen Aufzug nicht in einem gar zu großen Widerspruch. In einem Überwurf von veilchenblauem Seidenzeug, verbrämt mit kostbarem Pelzwerk, lag er gewöhnlich auf weichen Polstern. Nichts von seiner Gestalt war zu sehen, nur das zufriedene Gesicht schaute aus dem Pelz und unter der Samtkappe hervor; denn weit über die Hände, über die Füße reichte die kostbare Hülle. Wer Florian nicht besser gekannt hätte, würde ihn für einen Tempelherrn gehalten haben. Seine ganze Umgebung stimmte mit seinem Aufzug überein; allenthalben überladene Pracht, um seinen Reichtum hervorzuheben.

Florian beschaute sich mit großem Wohlgefallen. Er mochte aber hin und her sinnen, dennoch konnte er den wahren Grund, warum der König so gnädig gegen ihn verführe, nicht auffinden.

Vielleicht, wenn er noch länger gegrübelt hätte, wäre ihm dieser oder jener Grund eingefallen. Er wurde aber durch das Eintreten eines Bekannten gestört.

Balthasar besuchte seinen alten Meister in Paris. Aber wie musste der Geselle erstaunen, da er den Meister in solchem Glanz erblickte! War es doch, als hätten die beiden sich niemals gekannt, so fremd kamen sie einander vor; ja, Balthasar

traute sich kaum, den Meister mit üblichem Wort zu grüßen.

Florians herablassende, freundliche Miene ermutigte den Gesellen. Seinen Hut hin- und herwendend in der Hand, stieß er endlich die Worte hervor: »Herr und Heiland! Meister! Seid Ihr's oder seid Ihr's nicht?«

»Ich bin es, Balthasar«, versetzte jener gedehnt, indem er sich ein wenig erhob. »Ja, Balthasar, ich bin es. Was aber ist dein Begehrt? Sprich es dreist aus, mein Sohn, denn ich bin heute in einer ziemlich guten Laune. Wirr, bei Hofe, verstehst du, wir sind nicht immer gleich gestimmt. Die Sorge um das Heil des Staates ...«

»Wie? Was? Meister! Euch obliegt die Sorge um das Heil des Staates? Kaum seid Ihr dem schmachvollen Tod zwischen den Beinen hindurchgewischt, so ...«

»Schweig davon! Ich mag das nicht gern. Auch musst du mich niemals wieder daran erinnern. Bei meinem Zorn, hörst du? Niemals!«

»Es soll nicht wieder geschehen, Meister, aber denen in Beziern habt Ihr einen schlimmen Streich gespielt.«

»Wie das? Ich erinnere mich doch nicht ...«

»Ja, Meister, man hat seine Neider. Sie freuten sich schon auf das Schauspiel und wanderten nach Roucy, um Eurer Hinrichtung beizuwohnen.«

»Tausend Donner! Schweig davon!«

Der Meister war durch seine Aufwallung vom Polster gerissen worden. Der lange Überwurf, mit seiner raschen Bewegung nicht einverstanden, ließ den Füßen nicht freien Raum und - o Himmel! Meister Florian fiel auf das Getäfel des Bodens nieder.

Balthasar sprang hinzu, ihm aufzuhelfen, doch mit einem Gewand, wie der Meister es trug, wusste er nicht umzuge-

hen. Statt des Armes griff er die Falten des Überwurfs und Florian ächzte vergebens unter den sich mühenden Fäusten des Gesellen. Zum größten Unglück traten eben zwei reich gekleidete Herren in das Gemach.

»Ei ei! Was ist Euch angekommen?«, riefen beide zugleich, indem sie Balthasar zu Hilfe eilten. »Seid doch nicht krank? Oder ...?«

Sie warfen bei der letzten Frage einen gar sonderbaren Blick auf den Gesellen.

»Nicht doch, nicht doch«, beruhigte sie der Waffenschmied, indem er seinen Überwurf wieder zurechtzupfte. »Es war nur so ein kleiner Anstoß von Schwindel. Ich finde mich überhaupt jetzt nicht so ganz behaglich ...«

»Das kann wohl kommen, lieber Meister«, nahm der eine von ihnen das Wort, indem er seinem Begleiter zublinzelte, »das kann wohl kommen, zumal, da Ihr die Luft in Paris noch nicht gewohnt seid. Denkt nicht mehr daran, so mache ich es gewöhnlich, wenn ich Zahnweh habe. Man vergisst den Schmerz um so leichter. Von etwas anderen denn: Ihr seht, lieber Meister, wir halten unser Versprechen. Längst schon wäre es unsere Pflicht und Schuldigkeit gewesen, die Freundschaft eines so ausgezeichneten Mannes zu suchen, doch nimmt uns die Dienstpflicht bei Sr. Majestät unserem allergnädigsten König gar zu sehr in Anspruch und möget Ihr es nicht übel deuten, wenn wir heute erst Gelegenheit fanden, den Mann zu besuchen, welchen König Philipp mit seiner hohen Gnade beschenkt.«

»Herr Jacques«, versetzte der Waffenschmied mit schlecht gelungenem höfischen Wesen, »ich schätze mir es zur größten Ehre, zwei Männer bei mir zu sehen, welche unseres allergnädigsten Königs Zutrauen in so hohem Grade besitzen.

Macht Euch keine Sorge darum, dass ich mich etwa vernachlässigt fühlte, weil Ihr nicht früher gekommen seid. Ich weiß ja den Mann von seinem Stand zu unterscheiden. Die Pflicht für den König ist das Vorzüglichste, was wir alle im Auge haben müssen. Noch bei der letzten Versammlung des Hofes«, fügte er nachlässig hinzu, »hat uns der König dies anbefohlen.«

Balthasar wollte seinen Ohren nicht trauen. War das sein Meister aus Beziers? War dieser hier der mit den Vertrauten des Königs auf so freundlichem Fuß stand, sein alter Meister Florian, der Waffenschmied? War dieser hochgestellte Mann an König Philipps Hof, der kaum dem Henkertod entronnene Verbrecher? Der schlichte gerade Bürgersmann von Beziers, konnte der wohl urplötzlich sich so verändert haben? Weit geöffneten Mundes stand Balthasar und starrte seinen Meister an. Es war wohl nicht zu verwundern, dass der Geselle den beiden auffiel. Ihre Fragen setzten den Meister einigermaßen in Verlegenheit, doch suchte er sich zu fassen und bedeutete sie folgendermaßen: »Ihr Herren erinnert Euch wohl, dass ich lange Zeit die Waffenschmiedekunst betrieben habe. Freilich müsst Ihr das wissen, denn aus meiner Werkstatt in Beziers kamen die besten Klingen, die besten Harnische und Helme. Mit einer Lanzenspitze von meiner Arbeit konntet Ihr die stärkste Silbermünze durchrennen, und sie war noch so scharf wie vorher. Ich will just nicht damit prahlen, denn ich war von jeher ein Feind des Eigenlobs, aber von dem Waffenschmied Florian wird noch mancher Rittersmann erzählen. Genug also, dieser hier, seines Namens Balthasar, war mein Geselle und setzte es sich in den Kopf, ein Templer zu werden. Sage mir, Balthasar, warum bist du denn noch nicht Templer geworden?«

»Meister, sie fragten mich, ob ich mit irgendeinem Weib verheiratet oder verlobt wäre, und da meinte ich denn, dass die Geschichte mit Eurer Margot noch nicht so ganz klar geworden ...«

»Schafskopf!«, schalt der Meister. »Du hast doch nicht etwa gesagt ...?«

»Warum sollte ich nicht, Meister? Ich musste doch die Wahrheit sagen.«

»Balthasar«, nahm der Meister beinahe predigend das Wort. »Du hättest gar nichts davon zu erwähnen gehabt. Meine Margot wird Hofdame bei Ihrer Majestät der Königin. Da siehst du wohl selbst ein, Balthasar, sag immerhin den Brüdern, du seiest nicht verlobt, und wenn du auch etwa nicht Templer werden wolltest, so fände sich wohl noch ein anderes Mädchen für dich. Für den Hof, Balthasar, nimm mir's nicht übel, für den Hof bist du nicht geschaffen.«

Die beiden königlichen Diener konnten sich des Lachens nicht enthalten. Da Florian es missverstand, so lachte er herzlich mit, dass ihm der Bauch erschütterte.

»Nicht wahr, Ihr Herren«, rief er, »Balthasar und Margot! Ich mochte ihn wohl einmal im Garten des Louvre sehen! Ha ha ha!«

Die Scham färbte des Gesellen Angesicht hochrot, und zornig trat er vor den Meister hin, auf die beiden reich gekleideten Herren nicht Rücksicht nehmend. »Meister«, sprach er unverhohlen und laut genug, wie er sich ehemals am Amboss mit ihm unterhalten hatte, »Meister, ich bin nicht hierher gekommen, mich von Euch in Gegenwart anderer verhöhnen zu lassen. Dass Ihr Euch wie ein Frosch auf dem grünen Schlamm eines Weihers aufbläht, steht Euch nicht zu verdenken, denn viel besser ruht es sich auf weichem Pols-

ter, im seidenen Überwurf als im Armesünderhemd auf dem Rad ...«

»Halt ein, halt ein!«, schrie Florian. »Kein Wort mehr oder du bist des Todes!«

Der Geselle aber lachte ihm mit Hohn entgegen. »Ihr kommt mir ganz sonderbar vor! Habt Ihr etwa jemals bemerkt, dass ich Furcht gehabt habe? Da Ihr noch mein Meister wart, Herr in Eurer Werkstatt und ich Euer Geselle gewesen war, da musste ich Euch Gehorsam leisten. Hier aber ... Meister ... und wenn Ihr zehn Margots hättet, und also noch zehnmal so hoch bei Hofe ständet wie jetzt, ich würde Euer Nasenrümpfen ebenso wenig fürchten wie Eure drohende Faust.«

»Was willst du damit sagen, Balthasar? Meinst du vielleicht, ich stände durch Margot so hoch bei Hofe? Du bist ein törichter Geselle, und nichts weiter!«

»Ihr erinnert Euch wohl, Meister, dass Ihr mir stets die Lehre gabt, frank und frei von der Leber zu sprechen, das will ich denn auch jetzt tun. Sagt an, was habt Ihr denn so Großes für den König getan, da er Euch doch verdammt hatte, weil Ihr gegen ihn wart? Ich fürchte, ich fürchte Meister, die Schönheit Eurer Margot sei die sündliche Schwelle zu Eurer Größe.

»Dummes Zeug, dummes Zeug!«, nahm einer von des Königs Dienern vor dem Waffenschmied das Wort. »Ereifert Euch nicht, Meister, über das Geschwätz dieses Toren. Fragt ihn kurz und bündig nach seinem Anliegen, und damit Gott befohlen.«

»Ihr habt ganz recht, Herr Augustin«, gab Florian zu, indem er den Kopf in den Nacken warf. »Sag an, Balthasar, was willst du hier? Doch rate ich wohlmeinend, die gebüh-

rende Ehrfurcht nicht aus den Augen zu setzen, widrigenfalls ...«

»Ich habe nichts weiter mit Euch zu schaffen.« Mit diesen Worten entfernte sich der Geselle festen und furchtlosen Schrittes. Die drei blieben allein.

Die königlichen Diener, zwei schlank gewachsene Männer, waren freilich geeignet, den verblendeten Waffenschmied in seinem Dünkel zu bestärken.

Sie waren die Kammerdiener des hoch gebietenden Herrn, seine Spürhunde, und die zuverlässigsten Diener seines Winkes. Jacques war schlau, Augustin besaß Kühnheit, sobald er den Namen seines Herrn zum Deckmantel nehmen konnte. Der Gegenstand, welcher sie hier bei dem Waffenschmied beschäftigte, lag ganz in ihrer Stellung. Aber Philipp der Schöne war ein zu kluger Fürst, als dass einer seiner untergeordneten Diener ihn bei seinem eigenen Wort hätte festhalten können. Sie waren gewohnt, des Königs Wunsch durch Wilhelm von Paris zu vernehmen, und blindlings erfüllten sie, was der Pater ihnen offenbarte. Dass aber Jacques und Augustin von den wahren Absichten ihres Herrn und Gebieters nicht Kunde hatten, das konnte man der Klugheit des Beichtvaters wohl zutrauen. Ihnen war lediglich und allein der Auftrag geworden, den Waffenschmied in seinem Dünkel zu bestärken. Das taten sie denn auch im vollsten Maße. Sie spiegelten ihm das Bild einer Größe vor, welches ihm den Kopf wirbeln machte, priesen ihn als den glücklichsten Sterblichen und ließen Winke fallen, welche um so williger gedeutet wurden, als Florian sich selbst die glückliche Wendung seines Schicksals nicht erklären konnte. Es ist eine eigene Sache, um einen rohen Charakter. Je geringer der Geist ausgebildet ist, desto größer ist der Einfluss der

Umstände auf ihn. Florian der Waffenschmied von Beziere lieferte dafür den schlagendsten Beweis. Aber auch diese untergeordneten Diener des Königs, obwohl sie sich selbstständig dünkten, bildeten hier nur ein ganz unscheinbares Glied in der Kette der größten Begebenheiten. Ihr Erscheinen bei dem Waffenschmied war eine Folge der Verhandlung, welche der König mit Wilhelm von Paris im Garten des Louvre gepflogen hatte. Sie mutmaßten wohl etwas, aber sie wussten nichts. Wenn auch die Absichten eines unumschränkt gebietenden Herrn so rein wie das Licht der Sonne sind, so werden sie von niederen Dienern gar hässlich gedeutet. Den Anker ihres Glücksschiffes werfen sie am liebsten, und zu allererst in den lasterhaften Grund, und meinen, dass er da am festesten eingreife. Den Leidenschaften des Gebieters zu frönen, ist die ganze Weisheit solcher Geschöpfe; eine Weisheit, unter deren verderblichen Schritt schon manches Glück, schon manche Tugend verwelkte.

Jacques und Augustin hatten im Dienste des Königs schon so manche Erfahrung gemacht, dass sie gegen Florian Meister genannt werden konnten. Ihnen hatte Wilhelm von Paris den vom Glanz Geblendeten, überantwortet - der Pater kannte seine Leute.

Zwölftes Kapitel

Unweit von den Gemächern der Königin Johanna befand sich ein Gemach im Louvre, welches sich durch seine Anspruchslosigkeit auszeichnete. Hier war nichts zu finden, welches den Stand seiner Bewohnerin anzeigen konnte, denn wie glänzend auch Pontrouge bei öffentlichen Ver-

sammlungen des Hofes auftrat, in ihrem Wohngemach war nichts von diesem Glanz zu finden.

Tiefen Ernstes saß die Schwester in einem einfachen Lehnstuhl gerade aufgerichtet und schrieb mit wohl erfahrener Hand. Was sie schrieb, das war bei einer Frau nicht zu vermuten, denn der Brief war an Jacob von Molay gerichtet, an den Großmeister desjenigen Ordens, zu welchem sie sich bekannt hatte. Es musste etwas Großes sein, von dem sie den Großmeister Kunde gab, denn zu öfteren Malen ruhte die Feder und Pontrouge versank in tiefes Nachdenken. Die Zeit schien ihr jedoch nicht in allzu vollem Maße zu Gebot zu stehen. Sie schrieb stets emsiger, wenn sie den Blick auf die geräuschlose Zeitverkünderin geworfen hatte, deren Sandkörnchen der Schreiberin allzu schnell rannen. Pontrouge übereilte bei dem Schluss des Briefes die Zeit selbst, und wie auch die emsige Schreiberin sich mühte, sie konnte den Brief nicht vor dem Eintritt der schönen Heloise von Malhac schließen.

Gespannte Erwartung sprach aus des Fräuleins Zügen. Sie wurde noch höher gespannt, als Pontrouge den Brief schleunigst diesen fremden Blicken entzog. Doch die ersten Worte der Oberhofmeisterin verhinderten jede Frage, die etwa aus des Fräuleins Neugier entspringen konnte.

»Da bist du ja, schöne Malhac«, empfing sie die Eintretende, und zwar mit einem Ernst, der auf eine fernere Unterhaltung, welche durchaus nicht höfisch sein konnte, schließen ließ. »Ich habe dich schon erwartet«, fuhr sie fort, indem sie den Sessel verließ und das Fräulein auf die Stirn küsste. »Du hast ja heute alles aufgeboten, was irgend deine Reize erhöhen konnte. War der Pater schon bei dir? Wie schön steht dir diese Griechentracht! War Pater Wilhelm schon bei dir? Lie-

be Heloise, du kannst dir nicht denken, wie sehr ich von deinem Reiz überrascht bin. Sieh, ich wollte ein gar ernstes Wort mit dir sprechen, doch was ich mir vorgenommen habe, verwandelt sich in Lobeserhebungen, mit denen ich doch sonst nicht gar verschwenderisch bin. Setz dich zu mir, liebe Malhac. So ... reiche mir die Hand ... ich bin dir sehr gut, Heloise ...«

Erstaunt, ja beinahe verlegen, sah Heloise der sonst so strengen Frau ins Auge und wusste nicht, was sie auf all diese Lobeserhebungen erwidern sollte. Pontrouge erwartete vergebens ein Wort der Malhac, vergebens eine Miene, an welche sie ihre wahren Absichten mit Worten knüpfen konnte. Doch die Erfahrenere wusste sich bald Rat zu schaffen. Von den geringfügigsten Dingen sprach sie so lange, bis sie mit einer Wendung, die Heloise nicht vermuten konnte, auf das Erscheinen der Waffenschmiedstochter bei Hofe kam. Da errötete Heloise, und Pontrouge wurde wütend: »Bei der heiligen Gottesmutter, das meinte ich nicht zu erleben! Mir, mir übergibt man eine Dirne, welche in die Küche eines Handwerkers passt, und ich soll sie für den Hof des Königs von Frankreich erziehen. Nein, das wurde Pontrouge noch nie geboten!«

»Sie wusste die Worte recht gut zu wählen, als sie vor dem König ...«

»Du erinnerst mich zur rechten Zeit«, unterbrach Pontrouge das Fräulein. »Vor dem König stand, wolltest du sagen. Sorgloses, argloses Kind! ... Sie stand nicht vor dem König; der König stand vor ihr! Konnte er wohl das Auge von ihr wenden? Verstummte nicht der sonst so beredte Mund? Wahrlich, mich dauert nur Johanna und, wenn ich es sagen soll, das französische Volk. Woher will Philipp all die Sum-

men nehmen, welche in den Händen einer so unerfahrenen Dirne wie Wassertropfen zerrinnen?«

»Ich verstehe Euch nicht ...«

»Das glaube ich gern, mein Kind; aber ich werde dir alles verständlich machen. Du bist jetzt nicht mehr das Kind Heloise. Du bist Heloise von Malhac, die schönste Blume im Kranz der Frauen an König Philipps Hof. Erröte nicht, ich sage nur die Wahrheit und darf sie dir nicht vorenthalten, weil du allein berufen bist, uns alle vor der Schande, von einer Bürgerdirne beherrscht zu werden, zu bewahren.«

»Ich? Wie könnte ich ...?«

»Lass mich gewähren, Heloise. Freilich mochtest du wohl noch nie an etwas anderes gedacht haben, als bei Hofe zu glänzen, oder auch wohl der Königin näher zu stehen, als man von einer Ehrendame gewöhnlich erwartet! Kind, Kind, das Schicksal hat dich zu etwas Höherem berufen - nicht allein die Königin verpflichtest du dir, solange du atmest und sie, sondern die ganze Christenheit wirst du vor einem unersetzlichen Verlust bewahren, wirst hochgepriesen dastehen in der Frauenwelt und die Fürsten der Erde werden sich beugen vor dir!«

Diese Verheißungen, die Art und Weise, wie Pontrouge sie hervorbrachte, wirkten mächtig auf Heloise ein, und gibt es wohl einen Menschen, der nicht mit dem Versprechen auf Größe bestochen werden könnte? So unerfahren das Fräulein auch sein mochte, Poutrouges Worte entzündeten das empfängliche Herz.

»Bei Gott und seinen himmlischen Heerscharen«, versicherte die Oberhofmeisterin, da sie merkte, wie ihre Verheißungen das Fräulein ergriffen, »bei der heiligen Mutter, du wirst eine Gepriesene werden, so weit das Kreuz reicht! He-

loise, du trittst, wenn du dich mir ganz übergibst, in einen Stand, um den dich Königinnen beneiden werden, und alle Welt wird deinen Namen noch in den spätesten Jahrhunderten preisen.«

»Frau Oberhofmeisterin«, stieß Heloise verwirrt hervor, »ist es Scherz, was Ihr jetzt mit mir treibt, so kommt doch bald zurück von einer Laune, in welcher ich Euch niemals gesehen habe.«

»Scherz?«, rief Pontrouge verächtlich lachend. »Scherz? Solche Versprechungen von mir und du denkst, ich scherze? Mädchen«, fuhr sie hohen Ernstes, ja sogar gestrengen Tones fort, »Pontrouge scherzt niemals und zumal jetzt, da ein so Großes auf dem Spiel steht.«

»Aber wie soll ich ...«

»Du, nur du allein bist zu dem großen Werk geschaffen. Die Natur hat sich erschöpft, da sie dich mit jenem Reiz übergossen hat, der eines Königs Herz gewinnen kann, gewinnen wird. Warum erschrickst Du? Es ist heraus, was mir das Herz beschwerte. Ja Heloise, eines Königs Herz muss dir schlagen, damit nicht jede Dirne von Beziere uns durch den König beherrsche.«

»Nimmermehr, Frau Oberhofmeisterin!«, entgegnete das Fräulein mit schamgeröteter Wange. »Nimmermehr werde ich meiner angebeteten Königin mit sündigem Beginnen in den Weg treten.«

»Dachte wahrlich nicht, dass du mich schon so bald verstanden hast«, sprach Pontrouge, nachdem sie die Jungfrau scharf prüfend angeschaut hatte. »Doch desto besser für mich, denn ich erspare mir jetzt überflüssige Worte. Heloise, ich denke, mit dir nun offener reden zu können. Ein Augenblick hat dich gereift vor mir. Höre also und lass den Gedan-

ken an eine Kränkung der Königin fahren. Ist es nicht des-
ser, wenn des Königs Neigung dir gehört, als wenn er sie an
eine gemeine Dirne verschwendet?»

»Lasst mich, Frau Oberhofmeisterin«, brach die Jungfrau
auf. »Dieses Gespräch dünkt mir nicht der Ehre einer Mal-
hac angemessen.«

»Bleib!«, befahl jene. »Du wirst bleiben, Heloise, denn nicht
allein die trübe Aussicht, eine Tochter des Waffenschmieds
von Beziers über uns zu wissen, ist der Hebel zu meinem
Vorhaben. Ein anderes, ein wichtigeres ist noch vorhanden.
Du weißt, dass die Christenheit stolz ist auf einen Ritteror-
den, zu dem sich auch ein Malhac bekennt. Ich selbst bin die
Schwester eines jeden Ordensgliedes und muss den Vorteil
desselben im Auge haben, wie ich alles aufbieten muss,
Schaden von ihm abzuwenden. König Philipp schuldet dem
Orden so große Summen, dass sein ganzer Schatz nicht hin-
reicht, sie zu bezahlen. König Philipp möchte sich diesen
Gläubiger vom Halse schaffen. Doch davon verstehst du
nichts.«

Bei dieser letzten Bemerkung aber dachte Pontouge gerade
das Gegenteil, denn sie merkte wohl, wie Heloises Augen
höher leuchtete, da sie eines Ritterordens erwähnte, dessen
Großtaten die Welt mit Staunen und Bewunderung füllten.
In jenen Zeiten empfand ein weibliches Herz beinahe
schwärmerisch für den Rittersmann, so wie dieser auch der
Frau die größte Achtung bezeigte. Kaum hundert Jahre vor-
her gab es Minnesänger im Ritterstand. Ihre Lieber erhielten
sich auch noch bis zu dem Verfall der Ritter- und ehrbaren
Frauensitte. Heloise, jung, schön, tugendhaft, konnte un-
möglich eine gleichgültige Hörerin der Überlieferungen von
treuer Liebe und Heldenmut der Ritter geblieben sein. Im

Gegenteil, ihr jugendliches Herz klopfte warm für so hohen Beruf und Religionsschwärmerei, der Frau zu allen Zeiten eigen, ließ die Jungfrau um so mehr für einen geistlichen Ritterorden empfinden, da ihr wohl sein Glanz, seine Größe, sein aufopfernder Mut, seine an das Wunderbare grenzende Kühnheit und Tapferkeit bekannt war, und sie vom Verderbnis, welches man ihm zur Last legte, keine Ahnung hatte.

»Möge der König für immer des Ordens Schuldner bleiben!«, war Heloises ganze Antwort.

»Ich stimme dir bei, Mädchen, aber der König will den Orden nichts schulden. Er will die Schuld getilgt wissen, und wer weiß, ob nicht ein blutiges Abkommen getroffen wird!«

»Ein blutiges Abkommen? Eure Worte werden mir stets dunkler.«

»Höre Mädchen«, trat Poutrouge dicht vor Heloise hin, »höre, ich bin so weit gegangen, dass ich nicht mehr zurück könnte, wenn ich es auch wollte. Wisse, es ist gefährlich, einen Mächtigeren, als man selbst ist, auf dieser Stufe zu sehen. Du weißt, was ich an diesem Hofe vermag. Mein Amt lässt mich die Königin selbst auf Augenblicke beherrschen. Heloise, wenn du dir selbst nicht gleichgültig bist, so füge dich, wäre es auch nur zum Schein, in alles, was ich von dir fordere. Schwöre mir unverbrüchliches Schweigen, Gehorsam und die nächsten Stunden schon sollen dich höher gestellt finden, als du jemals zu stehen vermeintest.«

»Ihr drängt mich auch allzu sehr«, zitterte es aus Heloises Mund.

Poutrouge fand in diesem, von Furcht erzeugten Zustand, dass Heloise sie wahrhaft verstanden hatte und dass ihr Anschlag bei der Jungfrau schon für gelungen gelten konnte.

Mit schlauer Berechnung tat sie nun den letzten Zug im gewagten Spiel - ein Zeichen, unbemerkt gegeben für Heloise, rief Margot zu der Pontrouge.

Aber nicht mehr in dem grauen Gewande erschien sie, nicht von blauem Stahl waren Spange und Gürtel. Wenn auch eben nicht reich, so war Margot doch so geschmackvoll gekleidet, dass sie sogleich bei ihrem Erscheinen, ein gar sonderbares Gefühl in Heloises Brust erweckte. Als die Oberhofmeisterin der Sitte genügte, die beiden Jungfrauen miteinander bekannt gemacht, da meinte sie, als stumme Zuhörerin in Heloises Herz ungestört hinunterblicken zu können. Doch Heloise schwieg, sie schwieg sogar, als Margot einige Worte gesprochen hatte, in denen sie die Freude über Heloises näheren Umgang mit ihr schilderte. Heloises Schweigen begleitete ein Anstrich des beleidigenden Stolzes. Dem unverdorbenen Gemüt steht häufig ein richtigeres Urteil zur Seite, und bei Margot war dies der Fall. Sie wandte sich, nachdem sie vergebens auf ein Wort von Heloise geharrt hatte, mit zurückgepressten Tränen an Pontrouge.

»Gnädige Frau, warum wart Ihr so grausam, mich zu rufen? Unmöglich kann es die Absicht meiner königlichen Gebieterin und ihres Gemahls sein, dass ich dem Spott, dem Hohn, der verächtlichen Laune zum Ziel diene. Kanntet Ihr das Fräulein nicht, dessen Benehmen mit den gütigen Zügen des schönen Gesichtes im Widerspruch steht, so weiß ich nicht, was Euch vermochte, uns beide zusammenzuführen. Wusstet Ihr, dass ich beleidigt würde, so rechnet mir zu, dass ich mich darüber beklagen werde.«

Wie sehr hatte sich aber eine Margot in Pontrouge irren müssen! Nur einen Blick warf die Höfischerfahrene der Malhac zu. Diese verstand ihn und Pontrouge schloss die Waf-

fenschmiedstochter in die Arme.

»Es ist nicht meine Schuld«, begütigte sie das Mädchen. »Es ist nicht meine Schuld, dass ich mich in Heloise von Malhac betrogen fühle. Vergib, Margot und Ihr, Fräulein, werdet eine angemessene Strafe von Ihrer Majestät der Königin erwarten. Margot, beruhige dich. Dir soll Recht werden und die gebührende Genugtuung.«

Heloise, vor einer halben Stunde schien sie kaum der Verstellung fähig, war wie umgewandelt. Sie hatte den Wink der Pontrouge so gut verstanden, dass sie weinend herzutrat und Margot die Hand zur Versöhnung reichte. Des Mädchens Herzensgüte trocknete bald die Tränen der Bereuenden und Margot ergriff freudig die dargebotene Hand.

»Weint nicht, schönes Fräulein, ich habe Euch schon vergeben, und nichts wird mir höhere Freude bereiten, als wenn Ihr mir eine Freundin sein wollt. Ich stehe fremd auf diesem fremden Boden«, fügte sie seufzend hinzu. »Das Schicksal führte mich an diesen glänzenden Hof, ließ mich der Gnade des Herrscherpaares teilhaft werden, und was ich niemals im Traum geahnt habe, das ist wahr und wirklich um mich her. Aber es war nicht meine Wahl! Bescheidenes Los, wenn auch nicht dürftig zwar, das war mein Trachten. Nicht zu Glanz und Pracht zog mich das Herz. Ich muss jedoch dem Geschick mich fügen, und, wie ich so einsam dastehe, drängt mich das Herz zu einem Herzen, welches mich verstehen kann. Ihr, edles Fräulein, Eure schönen Züge, sprachen mächtig zu mir, als ich Euch erblickte, und wenn ich die Kluft ins Auge fasse, welche unsere Stände voneinander trennt, so kann ich Euren Stolz nicht ebenso unbillig finden, wie er mir im ersten Augenblick erschien. Es ist wahr, ich fühlte mich tief verletzt, doch war ich über jene Schranken

unwillkürlich hinweggeführt, welche eines Waffenschmieds Tochter stets, einer edlen Malhac gegenüber, im Auge halten soll.«

»Gute Margot!«, rief Pontrouge. »Heloise! Fräulein«, verbesserte sie sich, »mögt Ihr dieses schöne Herz verkennen? Was gäbe ich drum, wenn ich einen Freundschaftsbund zwischen Heloise und Margot, den schönsten Perlen in Königin Johannas Frauenkreis, stiften könnte! Was gäbe ich drum, wenn ich die Dritte, eine mütterliche Freundin, Eurer beiden Freundschaft genösse!«

Lange schwiegen die Jungfrauen. Margot suchte Heloises Blick.

Die begann schüchtern: »Margot! Du vergabst mir. Ich bin deine Schuldnerin ...«

»Nicht ein Wort davon ...«

»Dein Herz erhebt dich weit über mich ...«

»Nicht höher denke ich zu stehen, als Heloise von Malhac ... nur möge sie mich, um meines niederen Standes willen ...«

Ein inniger Kuss des Fräuleins hemmte das Wort. Brust an Brust hielten sich die schönen Jungfrauen, und einer Priesterin gleich stand Pontrouge, den höllischen Segen über diesen Freundschaftsbund heraufbeschwörend.

Dreizehntes Kapitel

Nicht mit großem Gezeuge hatte sich König Philipp auf die Reise begeben. Der Pracht liebende Fürst führte nur ein kleines Gefolge mit sich. Nur wenige in Paris wussten um diese Reise, welche mit der größten Heimlichkeit betrieben worden war. Längst vorbereitet durch Wilhelm von Paris, hatte

der Kardinal von Ostia im Konklave zu Perugia mit seinen Anhängern mindestens so viel erwirkt, dass die Wahl eines neuen Oberpriesters zu Rom größtenteils vom König der Franzosen abhing, und Philipp wollte jetzt mit dem Erzbischof von Bordeaux in der Abtei nahe bei St. Jean d'Angeli zusammentreffen. Nicht einmal diese Stadt durfte sich der Gegenwart des königlichen Herrn erfreuen, sondern die altersgrauen Mauern der Abtei waren das Ziel. Alles Übrige hatte für Philipp jetzt keinen Wert.

Die Abtei, keineswegs ein kunstvolles Gebäude, bot jedoch Bequemlichkeiten dar, welche genau für die Absichten der Beteiligten taugten. Tief versteckt hinter hohen Linden, war sie dem fremden unberufenen Auge verborgen; der Abt ein verschwiegener Priester, dem Beichtvater des Königs blindlings ergeben. Vorbereitet, wie diese ganze rätselhafte Reise, war auch alles in der Abtei; die Gemächer für den König, soweit es möglich war, seinem hohen Stand angemessen eingerichtet. Und dennoch schien niemand ihn zu kennen. Er wurde mit der größten Ehrfurcht empfangen, doch man behandelte ihn, wie man jeden edlen Rittersmann behandelt haben würde.

Der Erzbischof von Bordeaux war schon tags zuvor eingetroffen. Der aber hatte ein Gefolge bei sich, in welchem sich der Reichtum eines Prälaten ganz entfaltete. Aber auch dieses Gefolge ahnte nichts von dem Zweck der Reise, denn es bestand größtenteils aus Männern, welche den König nicht persönlich kannten, und diejenigen, welche ihn etwa schon einmal gesehen hatten, unterlegten diesem Zusammentreffen in der Abtei einen ganz anderen als den wahren Grund. Langes Säumen in der Ausführung eines wichtigen Vorhabens lag nicht in Philipps Charakter. Der Erzbischof, dieser

ehrgeizige Prälat, brannte vor Begierde, seinen Herrn und königlichen Gebieter von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Er war des leisesten Winkes gewärtig, um sogleich vor Philipp zu erscheinen. Der Abt selbst führte ihn zu des Königs Gemach.

Den edlen Anstand des schönen Königs konnte das lange, faltige Hauskleid nicht verdecken, nicht mindern, und Philipp empfing den Prälaten mit derjenigen Herablassung, welche er, auf dem Thron sitzend, mit den Reichskleinodien angetan, so gut verstand. Der Erzbischof, welcher sich seit langer Zeit über den Grafen von Valois zu beklagen hatte, erfüllte in diesem Augenblick die Hoffnung, dass Philipp sich ihm so freundlich zeigte, um ihn mit dem Hof wieder auszusöhnen. In dieser Meinung bestärkten ihn des Königs Entschuldigungen ob dieses Gegenstandes, und der Prälat sprach seine Freude über des Königs gnädiges Benehmen in den gewähltesten Worten aus.

»Königlicher Herr«, fügte er salbungsvoll hinzu, »Ihr erfüllt in dieser Stunde das Höchste eines christlichen Herrschers, das segensreichste Werk des besten Sohnes der Kirche. Frankreichs Klerisei stand treu zu Euch, als Ihr mit dem Heiligen Vater zu Rom ...«

»Ich weiß, ich weiß, Herr Erzbischof«, unterbrach ihn Philipp, »und als christlicher Herr und König will ich dahin trachten, dass niemals wieder solches Ärgernis der Christenheit gegeben werde ... Der Zeitpunkt ist da«, setzte er nach einer Pause fort, indem er den Bischof scharf beobachtete. »Die Gelegenheit beut sich eben dar, welche einen Mann auf St. Peters Stuhl berufe, der nicht wie Bonifazius denkt und handelt; der, ein weiser Fürst der Kirche, die Könige der Christenheit väterlich leite und den Frieden wahre, welcher

allein das Heil des Kreuzes bedingt.«

»Sehr wahr, mein König«, gab der Erzbischof zu, »und möge Euch der Heilige Geist erleuchten, damit Ihr so Heilsames für die Kirche stiftet!«

»Ich glaube, er hat mich erleuchtet, denn meine Wahl ist schon auf einen Mann gefallen.«

»Eure Majestät hat also schon beschlossen?«

»Freilich habe ich das! Wäre ich denn zu dieser Abtei gekommen?«

Philipp sah den Prälaten mit so vielversprechendem Blick an, dass dieser kaum der Sprache mächtig blieb. Des Königs Frage, dieser Blick - dem Erzbischof wurde gar wundersam zumute.

»Was ist Euch?«, unterbrach der König das Schweigen. »Eure Augen leuchten freudig und Eure Finger leben. Ja, ich will es Euch nicht länger verbergen, was mich hergeführt hat.«

»Mein König!«

»Still, Erzbischof, lasst mich sprechen. Man ist eben im Begriff, Stab und Ring zu vergeben. In Perugia erwartet man nur noch meine endliche Beschließung, denn die heilige Gottesmutter, welche mich am höchsten unter den Königen der Erde stellte, hat mir auch die himmlische Gnade erwiesen, über die Wahl eines Fürsten der Kirche entscheiden zu können. Meine Wahl ist gefallen, doch muss ich vorher versichert sein, dass nicht derjenige, welchen ich erhoben habe, sich von des Standes Höhe verleiten lasse, alles Regiment wieder an sich reißen zu wollen und ein zweiter Bonifaz meine Gnade mit Undank vergelte.«

»Das wird er nicht, mein König, das wird er nicht. Des Himmels Rute würde ihn ob dieses Undanks züchtigen

müssen.«

»Ihr sagt das wohl, Erzbischof, doch Mensch bleibt Mensch, das Herz ist ein gar leicht bestechlich Ding, und von Ehren und Würden, von Macht und Glanz wird es am leichtesten bestochen. Nein, nein, ich muss Bürgschaft haben, dass die Früchte meiner Saat so heilsam seien, wie ich sie auszustreuen gedachte. Gesetzt, ich ließe den Erzbischof von Bordeaux wählen ...«

Der Name führte den Prälaten zu des Königs Füßen.

Dieser trat erstaunt zurück. »Wie? Herr Erzbischof? Zu meinen Füßen? Ihr?«

»Demut, Herr und König, ziemt mir für so hohe Gnade! Lasst mich sie küssen, diese Hand, welche so gnädig der leuchtende Stern des christlichen Glaubens über mich auszustrecken ...«

»Herr Erzbischof«, fiel der König ein, »das sind nur Worte und Bonifaz hat mich misstrauisch gemacht. Bürgschaft muss ich haben, Bürgschaft, welche selbst ein Priester nicht entkräften kann. Gebt Ihr diese, dann soll die dreifache Krone auf Eurem Haupt leuchten und Ihr zwischen Himmel und Erde das Regiment führen.«

»Was ein Statthalter Christi«, versicherte der Erzbischof, »für den König von Frankreich zu tun vermag, das gelobe, das schwöre ich zu tun, so wahr mir Gott helfe!«

»Erhebt Euch«, schüttelte Philipp verneinend den Kopf. »Das ist mir nicht genug. Euer Beichtiger könnte Euch gar leicht von solchem Eid entbinden. Hört an, Herr Erzbischof: Vier Bedingungen sind alles, was ich von Euch heische. Diese aber müsst Ihr erfüllen. Bürge sei mir der Eid »bei dem Leibe Jesu Christi, unseres Herrn und Heiland, des Sohnes der Jungfrau, des Heiligen Geistes Menschen beseeligender

Frucht.«

Da stutzte der Erzbischof. Von diesem Eid konnte selbst ein Oberpriester zu Rom nicht lösen.

Aber der Ehrgeiz hatte des Prälaten Herz so ganz erfüllt. Die Aussicht, die höchste Macht in der christlichen Welt in seinen Händen zu wissen, ließ ihn von allen Zweifeln sich bald entkleiden und Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, schwor: »Bei dem Leibe Jesu Christi, unseres Herrn und Heiland, des Sohnes der Jungfrau, des Heiligen Geistes Menschen beseeligender Frucht schwöre ich, die vier Bedingungen, welche Philipp, der König von Frankreich, der beste Sohn der Kirche mir offenbart hat.«

»Haltet ein, Herr Erzbischof! Nichts habe ich Euch offenbart. Ihr schwört, zu erfüllen, was ich Euch offenbaren werde, wenn Ihr geschworen habt.«

»Majestät!«

»Blinden Gehorsam will ich jetzt - nichts weiter!«

»Wenn aber Eure Majestät irgendetwas heischte, was dem Heil der Kirche zuwider ...«

»Schweig, Pfaffe!«, flammte der König auf. »Philipp von Frankreich und irgendetwas heischen, das dem Heil der Kirche zuwider!«

»O, zürnt nicht, Herr und König! Das Wort war unbedacht. Ich erkenne mein Fehl.«

»Wollt Ihr schwören, Erzbischof?«, fragte jener frostig. »Entschließt Euch kurz, denn nicht Ihr allein seid es, der mir zu Gebote steht.«

»Was Ihr wollt, ich schwöre!«

Und der Erzbischof leistete den Eid, wie ihn Philipp verlangt hatte. Kaum war die Formel ausgesprochen, da reckte sich des Königs Gestalt höher und höher. Triumphierenden

Schrittes eilte er auf und nieder, bis er sich endlich wieder fand und zu dem Erzbischof folgendermaßen sprach: »Die erste Bedingung, welche ich Euch stelle, ist, dass Ihr meinem Kanzler, Guillaume de Nogaret, die Absolution erteilt. Auf meinen Befehl hatte er Bonifaz in Haft genommen. Drum ziemt es sich, dass ich ihn von dem Bann löse, den jener Papst über ihn verhängt hat.«

Der Erzbischof staunte nicht wenig, eine so leichte Bedingung erfüllen zu dürfen.

»Die zweite Bedingung«, fuhr der König fort, »ist, dass Ihr das Andenken eines Papstes verdammt, welcher mich, Euren Wohltäter, gekränkt hat. Bonifaz starb mir zu früh, er entrann durch den Tod der gerechten Strafe von meiner Hand. Ihr schweigt? Ihr wollt den nicht verdammen, welchem Ihr nicht ähnlich zu werden versprecht? Ein Schreckbild muss jener Papst Euch sein und Ihr wollt sein Andenken ehren? Verdammen sollt Ihr es! Der Eid bindet Euch! Ihr müsst ihn halten!«

Der Erzbischof sprach mit erbleichtem Angesicht. »Der Eid bindet mich - ich werde tun, wie Ihr verlangt.«

»Gut«, nahm der König die Versicherung hin. »Jetzt die dritte Bedingung: Meine Kassen sind erschöpft, ich muss sie wieder zu Kräften bringen. Den Zehnten von aller Geistlichkeit in Spanien bewilligt Ihr mir. Erschreckt nicht, ich will ihn nicht für immer. Auf fünf Jahre, von jetzt an, soll er mir gehören.«

Das war nun freilich ein Verlangen, dessen Gewährung um so schwieriger schien, da schon zu Bonifaz Pontifikat die päpstlichen Kassen so weit gebracht waren, dass der Templerorden mit seinen Reichtümern beispringen musste. Aber der Erzbischof musste ja - der Eid band ihn, der unver-

brüchliche, welchen kein Mensch auf Erden lösen konnte. Dass sein Fürchten um die vierte, die letzte Bedingung um so höher gesteigert wurde, je nachdem der König die drei Ersten nach der Reihe immer schwerer gestellt hatte, ist leicht zu begreifen, und der Erzbischof sah mit Bangen der letzten Bedingung entgegen. Wie unerwartet kam ihm daher des Königs gleichgültige Anrede: »So wünsche ich Euch Glück, Herr Erzbischof. Ich wünsche der Christenheit Glück, dass ein Mann wie Ihr St. Petri Stuhl besteigen wird. Nun wird doch endlich der Friede heimisch werden zwischen Rom und - doch halt! Ich vergaß. Der beständige Aufruhr des römischen Volkes möchte Euch, zumal im Anfang des Pontifikats, beschwerlich sein. Nehmt, wenn Ihr meinen Rat beherzigen wollt, Eure Residenz zunächst in Frankreich. Avignon, zwar noch Lehen Carls des Zweiten von Neapel, scheint mir der beste Aufenthalt für Euch, denn Carl trägt es vom Päpstlichen Stuhl zu Lehen. Leicht wird es Euch alsdann, das Kardinalkollegium nach Lyon zu berufen, um Euch dort krönen zu lassen, und ich«, fügte er vertraulich hinzu, »ich bin dann nicht gar weit von Euch.«

Als König Philipp schon so zuversichtlich von dem nächsten Verfahren des neuen Papstes sprach, da war es dem Erzbischof nicht anders, als ob die höchste Würde ihn schon bekleidete, und er beschloss, im Betreff seiner Residenz in Avignon sowie der Zusammenberufung der Kardinale nach Lyon des Königs Rat schon darum zu beherzigen, weil dieser Fürst ihn gegen eine Welt beschützen konnte. Seine Furcht vor der vierten Bedingung verscheuchte des Königs zutraulicher Ton und gern hätte ihn Bertrand de Got jetzt das kaum Denkbare erfüllt. Er bat daher den König, ihm diese vierte Bedingung mitzuteilen, damit er seine Bereitwillig-

keit, ihm zu dienen, sogleich an den Tag legen könnte.

Doch Philipp versetzte: »Nicht doch, Herr Erzbischof, nicht doch. Das will ich mir aufsparen, bis Ihr Papst geworden seid. Es könnte mich dieses oder jenes einmal in die Notwendigkeit versetzen, von dem Statthalter Christi etwas zu verlangen, und es ist so beruhigend, einen sicheren Rückhalt zu wissen. Unser Geschäft ist zu Ende. Ihr seid entlassen. Die nächste Stunde findet meinen Boten auf dem Weg nach Perugia.«

Der König gab dem Erzbischof das Geleit bis zur Tür. Als diese sich hinter dem Prälaten geschlossen hatte, schritt Philipp tief denkend im Gemach auf und nieder und murmelte vor sich hin: »Die vierte Bedingung ist für den Papst, nicht für den Erzbischof von Bordeaux!«

Ende des ersten Bandes